

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Fontane-Blätter

Kreis der Freunde Theodor Fontanes

Berlin, 1965

Heft 26 (1977)

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-196

Nf 1 272 (4,2)

1977

Band 4 Heft 2
(Heft 26,
der Gesamtreihe)
Artikel-Nr. 31782

Fontane Blätter

Inhaltsverzeichnis Heft 26

Theodor Fontane: Sieben unveröffentlichte Briefe an Verlagsbuchhändler, Verleger, Herausgeber und Redakteure 1855 bis 1895. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Joachim Schobeß	82
E. M. Volkov: Theodor Fontane und Lev Tolstoj. Übersetzt aus dem Russischen von Gerhard Stroyk	85
Hans-Werner Klünner: Theodor Fontanes Wohnstätten in Berlin	107
Dr. Hans Ester: Die Fontane-Lithographie Max Liebermanns: Zur Beziehung zwischen Thomas Mann und Theodor Fontane	134
Dr. Joachim Krueger: Kuglers und Storms Inzestgedichte. Mit dem wiederaufgefundenen Text von Kuglers Ballade „Stanislaw Oswiecim“	140
Friedrich Fontane und Heinrich Hauer: Pierre Barthélemy Fontane (1757–1826). Der Großvater Theodor Fontanes	150
<i>Buchbesprechung:</i>	
Theodor Fontane: „Fragmente und Erzählungen. Nachträge.“ Nymphenburger Verlagshandlung München (1975). (Th. Fontane: Sämtliche Werke. Bd. XXIV.) (Rezensent: Dr. sc. Joachim Biener.)	159
Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs	162
Mitteilungen	169

Pädagogische Hochschule
„Karl Liebknecht“
Fachbereich Germanistik
Bibliothek

1977, 347

Theodor Fontane

**Sieben unveröffentlichte Briefe an Verlagsbuchhändler,
Verleger, Herausgeber und Redakteure 1855 bis 1895**

Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen
von Joachim Schobeß

1.

Berlin, d. 28. Juli [18]55.

Herrn Buchhändler Hirzel, Leipzig.

Ich schulde Ew. Wohlgeboren noch meinen besten Dank für freundliche Übersendung des Freytag'schen Romans. Indem ich diese Schuld hiermit abtrage, füg' ich eine von mir herrührende Besprechung des trefflichen Buches hinzu. Sollten Sie Veranlassung nehmen, dieselbe Herrn Gustav Freytag gelegentlich zuzustellen, so bitt' ich Sie, mich demselben zu empfehlen.

Hochachtungsvoll ergebenst Th. Fontane.

2.

Berlin, d. 17. Mai [18]59.
Potsdamerstraße 33.

Sehr geehrter Herr.

Mit ergebenster Bezugnahme auf unser Gespräch zu Anfang dieses Monats, nehm' ich mir die Freiheit, Ihnen anbei ein ziemlich ins Detail gehendes Verzeichnis zu übersenden, das, wie ich hoffe, in übersichtlicher Weise den Inhalt angibt, aus dem die 3 Bände bestehn würden, deren Herausgabe mir am Herzen liegt. Der erste Band würde nach einer Berechnung, für deren ohngefähre Richtigkeit ich mich verbürgen möchte, 17 bis 18, die beiden andern Bände jeder 20 bis 22 Bogen stark werden.

Der Inhalt ist durchaus unverfänglicher Natur, wie Ihnen teils das Inhaltsverzeichnis, teils der Umstand sagen wird, daß es das Vertrauen der vorigen Regierung war, was mich beinah 4 Jahre nach England schickte.

Festsetzungen wegen des Honorar's seh ich von Ihrer Seite entgegen und hab mich im voraus überzeugt, daß dieselben ohngefähr dem entsprechen werden, was ich erwarte.

Lieb würde es mir außerdem sein, die Sachen nicht später als etwa Ende Oktober erscheinen zu sehn.

Ihrer geneigten Antwort entgegensehend, mit der Versicherung vorzüglichster Hochachtung Ew. Wohlgeboren ganz ergebenst Th. Fontane.

3.

Berlin, 12. 5. [18]87.
Potsd. Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom gestr. Tage. Wenn ich etwas habe, werde ich es Ihnen gern zur Verfügung stellen, aber die

Aussicht dazu ist nicht groß. Ich stecke seit Jahren in Kritik und Novelistik und kehre nur sehr ausnahmsweise zu märkischen Arbeiten zurück. Ihrem Unternehmen bestes Gedeihen wünschend, in vorzügl. Ergebenheit Th. Fontane.

4.

Berlin, 27. Nov. [18]90.
Potsdamerstr. 134 c.

An Gebrüder Paetel.
Hochgeehrter Herr.

Darf ich Sie freundlichst u. ergebenst bitten, mich aus der heut früh mit Hr. Paul Lindenberg getroffenen Abmachung wieder zu entlassen. Alle Geschäftlichkeiten stören mich so sehr, daß ich beständig eine Neigung habe, Vorschlägen, die so was von einem mich beglückenden „abgekürzten Verfahren“ an sich tragen, von vornherein dankbar zuzustimmen. Besonders in einem Falle wie der vorliegende, wo sich der Name der Firma u. das mir bewilligte Honorar mit meinen Wünschen deckt. Ich hob nur heute früh schon hervor, daß ich mit Hr. W. Hertz zuvor noch über die Sache sprechen müsse, hinzusetzend, daß er, bei seiner Güte gegen mich u. bei der Geringfügigkeit des im besten Fall zu erzielenden Gewinnes, mir schwerlich Schwierigkeiten machen würde. Der Ansicht bin ich auch noch; er würde mir schwerlich Schwierigkeiten machen, aber er würde es etwas sonderbar finden. Und auch das möchte ich gern vermeiden. Es kommt noch ein andres hinzu; mein jüngster Sohn ist Buchhändler u. hat sich in den Kopf gesetzt, die Sachen seines Vaters verlegen zu wollen; einmal (mit „Stine“) habe ich nachgegeben, im Ganzen bin ich dagegen, weil „Geschäfte“ zwischen Sohn u. Vater mir ganz gegen den Strich sind. Er hat sich auch bedingungsweis darein ergeben und kummert [sic!] nicht allzu sehr, wenn ich bei Hertz bleibe, — er respektiert dann die alten Beziehungen. Schwenke ich aber überhaupt ab, so fragt er sich gekränkt: „Warum nicht zu mir?“.

Auch *dies* läßt mich meine Bitte stellen, die Sie mir gewiß gewähren. Davon, daß ich heut früh vergessen habe hervorzuheben, daß nach 5 Jahren Dominik das Recht in die Gesamtausgabe hat, will ich nicht weiter sprechen. In vorz. Ergebenheit Th. Fontane.

5.

Berlin, 13. Febr. [18]91.
Potsd. Str. 134. c.

An F. Fontane & Co.
Hochgeehrter Herr.

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen vom gestrigen Tage. Die so erhebliche Unterbilanz betrübt mich, aber nicht meinerwegen: ich habe nie an Seidespinnen gedacht. Immer daran gewöhnt, wenig gelesen und gekauft zu werden, war ich voll Zweifel an einer Wandlung, aber ich konnte doch nicht „nein“ sagen. Und die Zukunft? „Was du von der Minute ausgeschlagen“ oder was sie verweigert, das kommt nicht mehr. In vorz. Ergebenheit Th. Fontane.

6.

Berlin, 1. Febr. [18]93.
Potsd. Str. 134 c.

Hochgeehrter Herr.

Ergebensten Dank für Ihre Karte. Ich habe diesen Winter wirklich Erinnerungen niedergeschrieben, aber wie ich Ihnen schon sagen durfte, es ist ganz unmöglich, einzelne Kapitel daraus zu entnehmen; Sie würden nichts davon haben und was übrig bliebe, wäre, weil zusammenhanglos, gar nicht zu brauchen. Ich habe vor, das Ganze in der Rundschau drucken zu lassen. In vorzügl. Ergebenheit Th. Fontane.

7.

Berlin, 19. Okt. [18]95
[Poststempel]Herrn Dr. Josef Ettlinger.
Hochverehrter Herr.

Besten Dank für Ihre freundlichen Zeilen. Ich schicke Ihnen eins der Gedichte — aber nicht die Luren und nicht die Semnonen — sehr bald, in spätestens 14 Tagen. Bis dahin und weiter in vorzügl. Ergebenheit Th. Fontane.

Anmerkungen

1. Eigenh. Brief m. U. 1 S. (Sign.: FA D 1)

Salomon Hirzel (1804–1877) war Mitinhaber der Weidmannschen Buchhandlung und begründete 1853 in Leipzig die eigene Fa. S. Hirzel. Bei dem von Fontane 1855 besprochenen Buch Gustav Freytags handelt es sich um den zeitdokumentarisch angelegten Roman „Soll und Haben“ (1855). Die Besprechung Fontanes erschien in Nr. 16 des Literatur-Blattes der „Deutschen Rundschau“ vom 26. Juli 1855.

2. Eigenh. Brief m. U. 3 S. (Sign.: FA D 3)

Der Brief ist an einen unbekanntem Verleger gerichtet (vielleicht an Katz, Dessau, s. Brief an Wolfsohn v. 26. 5. 1859). Aller Voraussicht nach handelt es sich um die Herausgabe von Fontanes Büchern:

1. „Aus England. Studien und Briefe über Londoner Theater, Kunst und Presse.“ Stuttgart: Ebner & Seubert 1860.
2. „Jenseit des Tweed.“ Bilder und Briefe aus Schottland. Berlin: Jul. Springer 1860.
3. „Balladen“. Berlin: Hertz 1861.

Theodor Fontane war von September 1855 bis Januar 1859 im Auftrage der „Centralstelle für Presseangelegenheiten“ als Berliner Korrespondent in London. Bei der von Fontane erwähnten Regierung handelt es sich um das Kabinett Otto Theodor von Manteuffel (1805–1882), der ein Vertreter der sogenannten Reaktionszeit war. Manteuffel regierte von 1850 bis 1858 und vertrat einen bürokratischen Absolutismus und eine vorsichtige Neutralitätspolitik nach außen. Wir verweisen auf Charlotte Jolles: „Theodor Fontane und die Ära Manteuffel.“ — In: Forschungen zur brandenburgischen und preußischen Geschichte. Neue Folge der „Märkischen Forschungen.“ Bd 49/50. 1937/38, S. 57–124.

3. Eigenh. Brief m. U. 1 S. (Sign: FA D 5)

Der Brief ist an einen unbekanntem Redakteur gerichtet. Im Frühjahr 1887 erschien Fontanes Buchausgabe von „Cécile“ bei Dominik, und vom 24. Juli bis zum 23. August wurde „Irrungen, Wirrungen“ in der „Vossischen Zeitung“ abgedruckt. Im Sommer begannen Fontanes Arbeiten an „Unwiederbringlich“. — In den folgenden Jahren 1888/89 fand jedoch Fontane zu märkischen Arbeiten zurück. „Fünf Schlösser“ wurden abgeschlossen; 1889 arbeitete er an der Erweiterung des Bandes „Grafschaft Ruppin“ und plante sogar ein Buch „Das Ländchen Friesack“, zu dem sich zahlreiche Vorarbeiten im Fontane-Archiv befinden.

4. Eigenh. Briefabschrift von Frau Emilie Fontane (Sign.: FA D 9)

Gebrüder Paetel, Verlagsbuchhandlung, Expedition und Redaktion der „Deutschen Rundschau“, Berlin (W), Lützowstraße 7 pt.

In einer Fußnote vermerkt Friedrich Fontane handschriftlich: „Gebr. Paetel bewarben sich um die Buchausgabe von Unwiederbringlich, welcher Roman ja in der bei Gbr. P. erscheinenden D. Rundschau erstmalig abgedruckt worden war. — Die F'schen Bedenken, seinen Roman nicht im Verlage seines Sohnes Friedrich erscheinen zu lassen, ließ er bald fallen. Vom nächsten Roman ab (der ebenfalls in der D. R. veröffentlichte Roman Frau Jenny Treibel) wurde der Verlag F. F. & Co. der Leibverleger des Dichters.“

Von dem im Brief Fontanes erwähnten Paul Lindenberg erschien im September 1938, anl. des vierzigsten Todestages des Dichters, ein Artikel in verschiedenen deutschen Tageszeitungen u. d. T.: „Sie kannten noch Theodor Fontane. — Persönliche Erinnerungen an den Dichter“.

Im Verlag Dominik erschienen 1891 Fontanes Romane und Novellen in zwölf Bänden (s. Gotthard Erler: Die Dominikausgabe. Eine notwendige Anmerkung. — In: Fontane-Blätter. Bd 1. 1968, S. 354–57).

5. Maschinenschriftliche Briefabschrift von Friedrich Fontane (Sign.: FA Ca 1144)

Theodor Fontane hatte 1890 im Verlag seines Sohnes „Stine“ erscheinen lassen. Fontane vermerkte in seinem Tagebuch, daß das Geschäft mit „Stine“ „leidlich gehe“. Der Brief ist möglicherweise an Friedrich Fontanes Kompagnon und Geldgeber Lewy gerichtet.

6. Eigenh. Brief m. U. 2 S. (Sign.: FA D 4)

Der Brief ist an einen unbekanntem Redakteur gerichtet. Bei den von Fontane erwähnten Erinnerungen handelt es sich um „Meine Kinderjahre“. Autobiographischer Roman. Er erschien 1894 im Verlag Fontane & Co. Das Manuskript hatte der Dichter 1893 fertiggestellt, ein Vorabdruck erschien: Kap. 13 „Deutsche Dichtung“, hrsg. v. K. E. Franzos, Bd 15, H. 6, Dez. 1893, H. 7, Jan. 1894. Kap. 16 „Magazin f. d. Literatur d. In- u. Auslandes“ Jg. 62, Nr 48, Dez. 1893. Ein auszugsweiser Vorabdruck der Fortsetzung der Autobiographie „Von Zwanzig bis Dreißig“ erschien in drei Teilen u. d. T. „Aus meinem Leben“ im „Pan“, Jg. 1. 1895. Weitere Vorabdrucke wurden in der „Deutschen Rundschau“ und in „Cosmopolis“ veröffentlicht.

7. Eigenh. Postkarte m. U. und Poststempel 19. X. 95 (Sign.: FA D 7)

Dr. Josef Ettliger (1869–1912) war Literaturhistoriker, Schriftsteller und Publizist, Gründer und Herausgeber des „Literarischen Echos“. Er gab ferner „Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane“ mit dem Roman „Mathilde Möhring“ (Urschr. im FA), einer Gedicht-Nachlese und „Literarischen Studien und Eindrücke“ heraus. Ettliger wohnte in Berlin W, Großgörschenstraße 10.

Fontane erwähnt die „Luren“ und „Semnonen“, die Gedichte erschienen unter den Titeln „Lurenkonzert“ (1895) und „Auf der Kuppe der Müggelberge“ (1896). Zum letzten Gedicht siehe den Aufsatz von Heinz Haufe: „Fontanes Blechenbild“. — In: Fontane-Blätter. Bd 1. 1967, S. 192–203.

E. M. Volkov (Ivanovo, UdSSR)

Theodor Fontane und Lev Tolstoj *

I. Tolstojs „Anna Karenina“ und Fontanes „Effi Briest“

Die achtziger und neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts können als die Periode des russischen Romans in der Geschichte der westeuropäischen Literatur bezeichnet werden: Den Lesern Englands, Deutschlands, Frankreichs und anderer Länder wurden damals endlich die Werke der größten Meister der russischen Prosa auf breitester Basis zugänglich gemacht. Dazu gehörten auch die Romane und Erzählungen von Lev Tolstoj, den

* Der Aufsatz erscheint aus Anlaß des 150. Geburtstages von L. N. Tolstoj (September 1978).

Theodor Fontane sehr schätzte. Von dieser Wertschätzung zeugen die bekannten, aus den Jahren 1889 und 1894 stammenden Verzeichnisse des deutschen Romanciers über die „besten Bücher“ und „Was soll ich lesen?“¹, die Werke von über 70 Autoren enthalten. Hier nahm Fontane Lev Tolstoj's Erzählung „Der Tod des Iwan Iljitsch“ (1884–1886) mit dem Vermerk „Meisterstück“ auf. Eine so hohe Bewertung kommt sonst in diesen Verzeichnissen nicht vor. Das rührt nicht zuletzt daher, daß im „Tod des Iwan Iljitsch“ das aus dem Leben gegriffene Material und die Art seiner Verarbeitung Fontanes Schaffensweise außerordentlich verwandt sind.

In der nur mit einem einzigen Helden gestalteten Erzählung „Der Tod des Iwan Iljitsch“ bringt Tolstoj das Grausame im Alltag und damit das Tragische im Gewöhnlichen zum Ausdruck. Genau das tat auch der alte Fontane in seinen Werken der achtziger und neunziger Jahre. Lev Tolstoj zeigt ein äußerlich wohlgeordnetes Leben, das aber nichts Echtes enthält und eigentlich nur ein Abklatsch des Lebens ist. Dem Helden Tolstoj's, wie auch vielen Gestalten Fontanes kommt es darauf an, leicht und angenehm zu leben und die äußeren Formen zu wahren. Iwan Iljitsch ist immer darauf aus, „nach oben“ zu gelangen, — in das Milieu der „Starken dieser Welt“; wie ein Schwamm saugt er ihre Moral, ihre Denkweise, ihre Manieren und ihre Beziehungen zu anderen in sich auf. Tolstoj's Held hat keine Individualität, denn sein gesamtes Leben hindurch strebt er danach, sein Dasein und Denken nach dem Muster und dem Vorbild derer zu gestalten, die „oben“ sind. Die aber, die er nachahmt, besitzen keine geistigen Werte. Iwan Iljitsch kommt in seinem ganzen langen Leben niemals mit lebendigen Interessen in Berührung; nie spürt er echte menschliche Gefühle, so daß er schließlich seine Persönlichkeit verliert. Der sowjetische Tolstoj-Forscher M. B. Chrapčenko schreibt: „Im ‚Tod des Iwan Iljitsch‘ zeigte Tolstoj den realen historischen Prozeß, den Gor'kij in anderem Zusammenhang die Zerstörung der Persönlichkeit genannt hat.“²

Der Held wird in dieser Erzählung nicht — wie sonst meistens bei Tolstoj — seiner Umwelt gegenübergestellt. Im Gegenteil, die Aufmerksamkeit des Autors konzentriert sich darauf, den Prozeß des „Hineinwachsens“ Iwan Iljitschs in seine Umwelt darzustellen. Tolstoj zeigt, wie die Fäden, die den Helden mit der Umwelt verbinden, allmählich zunehmen, wie sie schließlich — einem Spinnennetz gleich — die lebendige Individualität Iwan Iljitsch Golowins zugrunde richten.

Die Macht der Umwelt, der verderbliche Einfluß von Kastengesetzen auf menschliche Schicksale und die „Macht der Gewohnheit“ sind zentrale Probleme, mit denen sich auch Theodor Fontane in vielen Werken befaßt hat, angefangen mit der Erzählung „Schach von Wuthenow“ und endend mit dem Roman „Effi Briest“.

In Fontanes Briefen, seinen Tagebüchern und anderen Archivmaterialien gibt es keine Zeugnisse dafür, daß der deutsche Schriftsteller Lev Tolstoj's Roman „Anna Karenina“ gelesen hat. Vergleicht man jedoch „Effi Briest“

mit „Anna Karenina“, lassen sich eine ganze Reihe von Ähnlichkeiten in Motiven und Situationen feststellen, obwohl die Romane im Grad der Meisterschaft, in der Breite der Erfassung der Realität und in der Problematik unterschiedlich sind.

In gewisser Hinsicht ist die Entstehungsgeschichte der beiden Romane einander ähnlich. In einer Tagebuchnotiz vom Februar 1870 hat die Frau des russischen Schriftstellers S. A. Tolstaja festgehalten, daß Lev Tolstoj einen Roman über das tragische Schicksal einer verheirateten Frau aus der höchsten Gesellschaft zu schreiben beabsichtigte. Die Arbeit nahm er jedoch erst im Jahr 1873 auf. Einen erschütternden Eindruck hatte auf Lev Tolstoj der Selbstmord der Lebensgefährtin des benachbarten Gutsbesitzers A. N. Bibikov gemacht, die sich unter einen Zug warf. „In den ursprünglichen Fassungen konzentrierte sich der Kern des Romansujets auf das Familiendrama der Karenins; die Gestalt der Heldin (Tatjana Stawrowitsch) enthielt viele negative Züge; ihr Mann hingegen war eher positiv als negativ angelegt.“³ Der Ideengehalt erweiterte sich jedoch allmählich; aus einem enggefaßten Familienroman wurde eine große epische Erzählung über das Leben der russischen Gesellschaft nach den Reformen von 1861. Ursprünglich waren die Gatten Stawrowitsch (sehr charakteristisch ist, daß zwischen ihnen ein großer Altersunterschied besteht) und der junge Offizier Balaschew als Haupthelden gedacht. In der ersten Fassung war Tatjana eine verlogene, egoistische, sinnliche Frau, die die Schuld an dem Familiendrama trug. Sie verließ ihren Mann und begann mit Balaschew ein neues Leben. Sie frönte jedoch vor allem ihrer Vergnügungssucht und war ihrer neuen Familie und den Kindern nicht ehrlich zugetan. Innerlich entleert, müde geworden und zerbrochen endete die Heldin ihr Leben durch Selbstmord. Ihr Mann, der bereits bejahrte Michail Michailowitsch, war als ein edler, kluger und gütiger Mensch angelegt, der vergeblich versuchte, der Frau den Weg zur Rettung zu weisen.

Tolstoj empfand das Beschränkte des Entwurfs und bereits auf dem Rande dieses Manuskripts skizzierte er den Plan eines komplizierteren und umfassenderen Werks, des künftigen Romans „Anna Karenina“. Bekanntlich haben das in der Berliner Gesellschaft Aufsehen erregende Duell und der Zerfall der Familie des Barons von Ardenne Fontanes Roman „Effi Briest“ angeregt. Den Romanen „Anna Karenina“ und „Effi Briest“ lagen also reale Tatsachen und Berichte von Augenzeugen zugrunde. Sie folgen in dieser Hinsicht der allgemeinen Tendenz der europäischen Literatur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Wirklichkeit genauer und wahrhaftiger widerzuspiegeln sowie Sujets und Helden aus dem täglichen Leben zu suchen. Im „Tagebuch eines Schriftstellers“ schreibt F. M. Dostoevskij: „Spüren Sie eine andere, auf den ersten Blick vielleicht nicht so markante Tatsache des wirklichen Lebens auf – und sollten Sie nur imstande sein, Augen dafür zu haben, so werden Sie eine Tiefe in ihr finden, wie selbst Shakespeare sie nicht hat... Denn nicht nur um künstlerische Werke zu schaffen, muß man Künstler sein, sondern auch um die Tatsachen zu bemerken.“⁴

Sowohl Tolstoj als auch Fontane besaßen die Fähigkeit, in dem auf den ersten Blick trivialen, gewöhnlichen Ereignis das Typische, Gesetzmäßige zu erkennen.⁵

Einige Aspekte des Romans „Effi Briest“ wurden von breiten Leserschichten und zahlreichen Kritikern anders aufgenommen, als Fontane vermutet hatte. Die Zeitgenossen betrachteten „Effi Briest“ als ein Dokument, das die überlebte Moral der regierenden Schicht des deutschen Reiches, des Adels, und die Unhaltbarkeit des herrschenden Gesellschafts-systems entlarvt. In seinem Brief an Clara Kühnast vom 27. Oktober 1895 hebt Fontane hervor, daß alle Leute mit Effi sympathisieren, obwohl sie die Norm, die „sogenannte Moral“ verletzt hat, während der äußerlich korrekte Innstetten eine entschiedene Verurteilung gerade deshalb erfährt, weil er ihr Träger und Apologet ist.⁶ Die Ursache für den Erfolg des Romans liegt darin, daß der Schriftsteller es verstanden hat, in diesem privaten Schicksal das Gesetzmäßige und Typische zu sehen; er wählte für seinen Roman die ihm wesentlichen und wichtigen Ereignisse aus. Sein Ziel war es nicht, die Geschehnisse möglichst genau wiederzugeben; er transponierte die Fakten und führte erdachte Personen ein. Er verdoppelte den Altersunterschied der Eheleute, da derartige Ehen in der damaligen Zeit eine übliche Erscheinung waren. Eine aus dem Leben gegriffene Tatsache wird damit zum Typischen erhoben. W. Müller-Seidel bemerkte in diesem Zusammenhang: „Indem Fontane den Altersunterschied zum Gesellschaftlichen hin erweitert, wird der Eheroman zum Gesellschaftsroman.“⁷ P. Meyer führt aus, daß das Motiv des großen Altersunterschieds ursprünglich der Hauptgrund für die Entfremdung zwischen Effi und Innstetten gewesen war und erst in späteren Varianten einen zweitrangigen Platz einnahm.⁸

Nachdem Effi und Innstetten ihre Hochzeitsreise nach Italien beendet haben, lassen sie sich in dem kleinen Provinzstädtchen Kessin nieder, wo Effis Mann die Stellung eines Landrats bekleidet. Die Tage vergehen, einer so grau und langweilig wie der andere. Effis Schicksal ist die Einsamkeit. Ganz anders hatte sich das Leben des Prototyps der Heldin, Elisabeth von Ardennes, gestaltet. Sie war die Frau eines zu den besten Hoffnungen berechtigenden Offiziers, und nach dem Zeugnis von Zeitgenossen war sie tonangebend in einem Kreise junger Menschen, die sich in ihrem Haus versammelten.⁹ Hier folgt Fontane nicht den Tatsachen, sondern verändert sie entsprechend seinen Absichten. Die Szenen aus Effis Leben in Kessin sollen nach der Absicht des Autors die Wirklichkeit der deutschen Provinz zeigen; sie sollen dem Leser eine Vorstellung von dem Landadel vermitteln, was auch durch Einführung solcher Personen wie Sidonie von Grasenabb, Güldenkle, von Borcke u. a. erreicht wurde.

Für die Gestalt des Barons Innstetten hat der Autor einiges aus der Biographie seines Prototyps, Armand von Ardennes, benutzt. So hat der Held des Romans einst in dem Rathenower Husaren-Regiment gedient, er wurde während des Krieges 1870/71 ausgezeichnet, absolvierte schnell seinen Militärdienst und erhielt eine Berufung ins Ministerium. Nach

dem Duell erklimmt Innstetten erfolgreich die Rangleiter, wie auch Armand von Ardenne, der bis zum Generalleutnant diente, eine Division kommandierte und 1919 starb. Indem Fontane bei der Gestaltung Innstettens die rein äußerlichen Züge der Biographie Ardennes beibehielt, schuf er das typische Bild eines Beamten des deutschen Reiches. Von Ardenne hatte verdienstvolle Fähigkeiten, mitunter neigte er zu Eskapaden; sein Leben verlief leicht und fröhlich. Innstetten geht ganz in seinem Dienst auf, er ist ein pedantischer Beamter, der ein gemessenes und geregeltes Leben führt. Seine Gestalt wird unter der Feder Fontanes zu einer fast symbolischen Figur, in der sich die konservativsten Kräfte des deutschen Reiches verkörpern.

Effi ist vor ihrer Ehe in vielem ihrem Prototyp, Elisabeth von Plotho, ähnlich: in der Neigung zur Phantasie, der Freiheitsliebe, der Lust zu übermütigen Streichen und der absoluten Indifferenz gegen Anstandsregeln und gesellschaftliche Normen.

Völlig anders als in der Wirklichkeit wurde die Geschichte der Verlobung und Heirat der Heldin dargestellt. Elisabeth und Armand kannten sich schon sehr lange, dennoch hatte es ihn große Mühe gekostet, das Jawort der schönen und eigensinnigen Elsa zu erlangen. Effi kennt den zukünftigen Gatten überhaupt nicht. Die Eltern machen die Tochter mit einem Menschen bekannt, der doppelt so alt ist wie sie; die Mutter teilt ihr mit, daß Baron Innstetten um ihre Hand anhält. Effi, gewöhnt in allem auf die Eltern zu hören, gibt ihr Jawort. Innstetten braucht sich nicht anzustrengen, ihr Herz zu erobern: das besorgen der Titel, der Dienstgrad und die Stellung. Ihr Besitzer gilt a priori als edler, kluger, schöner Mensch und Familienoberhaupt. Die Mutter ist der Meinung, daß ihre Tochter eine glänzende Partie gemacht hat und mit zwanzig Jahren in der Gesellschaft eine Stellung einnehmen wird, wie andere sie erst mit vierzig Jahren erreichen. Selbst Effi hat mit ihren siebzehn Jahren sich diese in Adelskreisen traditionelle Ansicht über eine vorteilhafte Ehe mit einem Menschen „ihres Kreises“ als Grundlage für Wohlstand und Versorgung angeeignet. Eigentlich ist Effis Verlobung und Heirat im Wesentlichen eine Wiederholung der Verehelichung ihrer Mutter.

Fontane hat auch der Aufdeckung der Untreue der Frau einen anderen Sinn gegeben. Nur durch einen Zufall findet Innstetten, fast sieben Jahre nach Effis Begegnung mit Crampas, in einem Nähtischfach die Liebesbriefe; daraus ergeben sich das Duell, Crampas Tod, der Zerfall der Familie Innstetten und Effis Untergang. Armand von Ardenne verdächtigte seine Frau, verfolgte sie und öffnete schließlich mit einem Nachschlüssel die Kasette mit den Liebesbriefen. Warum wurde dieses Moment so wesentlich verändert? Fontane wollte vor allem die verderbliche Macht der veralteten, überlebten Regeln von „Ehre“ aufs schärfste verurteilen. Seit Effis „Verbrechen“ sind sieben Jahre vergangen; Innstetten selbst glaubt, daß er die Kraft finden könnte, der Gattin zu verzeihen. Doch im Namen der „eisernen Paragraphen“ des ungeschriebenen „Ehrenkodexes“ opfert er sowohl das eigene Glück als auch zwei Leben, das von Crampas und Effi. Um so grell wie möglich das tragische

Schicksal einer Frau hervorzuheben, die sich erküht hat, ein ungerechtes Gesetz zu verletzen, das sie zur ewigen Sklaverei bei einem ungeliebten Manne verurteilte, – um den Einzelfall auf die Ebene einer typischen Erscheinung zu heben, läßt Fontane den Roman mit dem Tod der Heldin enden, obwohl ihr Prototyp nach der Trennung von ihrem Gatten im Jahre 1887 Krankenschwester wurde und erst 1952 starb.

Bei einem Vergleich der Romane „Effi Briest“ und „Anna Karenina“ läßt sich die Ähnlichkeit bei einer ganzen Reihe von Motiven und Situationen feststellen. Obwohl Tolstoj und Fontane den Zerfall der Familie als Ergebnis der Untreue der Ehefrau ansahen, gaben sie doch nicht der Heldin die Schuld und machten sie nicht für das Vorgefallene verantwortlich. Die wirkliche Ursache sahen beide Schriftsteller in der Entartung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die letztlich auch die familiären Beziehungen bestimmen. Der sowjetische Literaturwissenschaftler I. N. Uspenskij sagt über Tolstojs Roman: „Die unvergängliche Bedeutung der ‚Anna Karenina‘ besteht darin, daß hier das Leben, der Kampf und der Untergang der Heldin als Erscheinung tiefer sozialer Konflikte gezeigt werden.“¹⁰

In Fontanes früheren Romanen lag die Ursache für den Bruch zwischen Eheleuten häufig im Altersunterschied, im Temperament oder in der Nationalität („Graf Petöfy“), in Leichtsinns und Willensschwäche des Paares („Unwiederbringlich“), oder in der Unmöglichkeit weiteren Zusammenlebens mit einem rohen, taktlosen, egoistischen Menschen („L'Adultera“, „Cécile“). Diesen Romanen liegt ein rein psychologischer Konflikt zugrunde. In „Effi Briest“ schwingt sich Fontane zu gesellschaftlichen Verallgemeinerungen auf und verurteilt den Ehevertrag als eine Form von Unterdrückung und Versklavung des Menschen aufs entschiedenste.

Die Ehe Effis wie auch Anna Kareninas wurde nicht aus Liebe geschlossen; Innstetten tritt in Effis Leben auf Betreiben ihrer Eltern, denn er entspricht dem in der Welt des Adels gültigen Ideal: er ist versorgt, er nimmt eine angesehene gesellschaftliche Position ein und er macht eine erfolgreiche Karriere. Annas Ehe mit einem „schon nicht mehr jungen Mann, aber jungem Gouverneur“, mit Alexej Alexandrowitsch Karenin, wurde durch die Bemühungen ihrer Tante, einer reichen Gutsbesitzerin, ermöglicht.

Die Gestalten Karenins und Innstettens haben viel Gemeinsames. In „Anna Karenina“ heißt es von Karenin: „Er ist ja kein Mensch, sondern eine Maschine, und eine böse Maschine, wenn er in Zorn gerät...“ (Band 6, S. 265).¹¹ Ein andermal sagt Anna über Karenin: „Er ist kein Mensch, er ist eine Amtsmaschine. Er ist kein Mann, kein Mensch, er ist eine Puppe!“ (Band 6, S. 507).

Nach dem dramatischen Abschied von ihrer Tochter erinnert sich Effi des ehemaligen Gatten mit den Worten: „... aber *das* ist zuviel. Denn *das* hier, mit dem Kind, *das* bist nicht *du*, Gott, der mich strafen will, *das* ist *er*, bloß *er*! Ich habe geglaubt, daß er ein edles Herz habe, und

habe mich immer klein neben ihm gefühlt; aber jetzt weiß ich, daß er es ist, er ist klein. Und weil er klein ist, ist er grausam. Alles, was klein ist, ist grausam... Ein Streber war er, weiter nichts. — Ehre, Ehre, Ehre... und dann hat er den armen Kerl totgeschossen, den ich nicht einmal liebte und den ich vergessen hatte, weil ich ihn nicht liebte. Dummheit war alles, und nun Blut und Mord.“ (S. 288 f.)¹²

Diese Urteile entsprechen ganz der Bewertung Karenins und Innstettens durch ihre Schöpfer. Beide Ehemänner werden als jeden menschlichen Gefühls bare, mechanisch denkende Personen dargestellt. Karenin entwickelte sich unter den Bedingungen einer spezifischen Amtstätigkeit, und gerade dies bestimmte seine Weltauffassung und das Spektrum seiner Gefühle. Er ist fest davon überzeugt, daß er immer recht hat und daß seine Tätigkeit notwendig und nützlich sei. Karenin ist bemüht, alles in keinen Widerspruch duldende und keinem Zweifel unterliegende Punkte und Paragraphen zu pressen. In allen Lebenslagen denkt und handelt er als Beamter, er versteht nicht, daß die Vielfalt menschlicher Beziehungen unmöglich in die für ihn gültigen Formen hineinpaßt. Er fürchtet sich vor dem Leben, und wenn es sich seiner Gedanken bemächtigt, wendet er sich ab und gibt dem Schein den Vorzug vor der Realität. Tolstoj gibt seiner Einschätzung Karenins Ausdruck, wenn er schreibt: „Er hatte Zeit seines Lebens mit Akten und dienstlichen Angelegenheiten zu tun gehabt, die nur Reflexe des Lebens darstellten. Und bei jeder Berührung mit dem Leben war er ihm ausgewichen.“ (Band 6, S. 200). Eines der wichtigsten Prinzipien Karenins ist es, den „Anstand“ zu wahren. Er achtet sehr auf seine Reputation, und als die Entzweiung in seiner Familie eintritt, denkt er vor allem daran, was wohl die „Gesellschaft“ dazu sagen wird.

Äußerlich macht Karenin den Eindruck eines prinzipienstrengen und unbeugsamen Menschen. Tolstoj legte jedoch überzeugend seine maßlose Eigenliebe und Doppelzüngigkeit bloß. Karenin ist ein Konservativer, der Falschheit und Betrug nicht verabscheut. Der grundlegende seelische Konflikt dieser Gestalt ist der Widerspruch zwischen natürlichen, menschlichen Bestrebungen und der bürokratischen Beschränktheit des Beamten. Ganz selten erwachen in ihm auch Gefühle (Begegnung mit Anna nach ihrer Niederkunft, Sorge um die Tochter Annas und Wronskis), aber dieses „Aufleuchten“, diese Minuten, in denen er dem Gebot des natürlichen Gefühls folgt, bleiben vereinzelt. „Durch die gemeinsame Einwirkung von inneren Faktoren und der Umwelt“ verlöscht es.¹³ Karenin ist zu sehr „Maschine“, die offizielle „Moral“ und die bürokratischen „Prinzipien“ sind zu tief in sein Bewußtsein gedrungen.

In vielen Charakterzügen ähnelt Baron Innstetten der Gestalt Karenins. Innstetten hält nicht etwa um Effis Hand an, weil er leidenschaftlich in sie verliebt ist; sein Anlaß für die Gründung einer Familie liegt vor allem darin, daß ein unverheirateter Landrat als unsolide gilt, was für die weitere Karriere nicht förderlich wäre. In den ersten Tagen des gemeinsamen Lebens in Kessin ist die einzige ihn bewegende Frage, ob seine Frau ihm helfen wird, die Mehrheit der Stimmen zu gewinnen,

wenn er für den Reichstag kandidiert. Der verhaltene, wohlerzogene und gebildete Innstetten bleibt im Grunde ein trockener und seelenloser Egoist, der vor allem die eigenen Interessen im Auge hat. Auf den ersten Ruf hin begibt er sich unverzüglich zu Bismarcks Landsitz und läßt Effi in dem leeren und ihr Furcht einflößenden Hause zurück, ohne daran zu denken, daß sie einsam sein und Angst haben könnte. Die Bitte seiner Frau, in ein neues, bequemeres Haus überzusiedeln, schlägt er ab, denn wenn man in der Stadt erfährt, daß Effi vor einem Gespenst erschrocken ist, könnte seine Karriere in Gefahr geraten und er selbst zum Gegenstand des Spottes der Kessiner werden. Schon in seiner Jugend war Innstetten zu dem Schluß gekommen, daß große Karrieren nicht von Dutzendmenschen gemacht werden und daß Exklusivität die beste Empfehlung für das weitere Fortkommen ist. Nach diesen Maximen gestaltete er seine Beziehungen zu anderen Menschen. Diese scheinbare Exklusivität, das scheinbar Ungewöhnliche seines Schicksals, hat einen gewissen Einfluß auf Effis lebhaftere Einbildungskraft, es regt ihre Phantasie an; man denke an ihre Erzählung von einer „Liebesgeschichte mit Held und Heldin und zuletzt mit Entsagung“. Das Kessiner „Spukhaus“, in dem der Landrat wohnt, ist ebenfalls etwas Außergewöhnliches; es unterstreicht Innstettens Bedeutung und umgibt ihn in den Augen der naiven Effi mit einer Aureole des Geheimnisvollen. Die Geschichte mit dem Spuk wird jedoch, nach Fontanes Worten, zu einem „Drehpunkt für die ganze Geschichte“: Vieles, was Effi dunkel ahnt, erhält in ihrem Gespräch mit Crampas während des Spazierganges seine Bestätigung. Ihre Verehrung und die ehrfurchtsvolle Angst vor dem Ehegatten machen einer bitteren Enttäuschung Platz. Effi ist beleidigt, daß Innstetten in ihr eine potentielle Ehebrecherin sieht und Vorsichtsmaßnahmen trifft, indem er sich die Geschichte mit dem Gespenst des Chinesen ausdenkt. Innstetten denkt in jeder Situation — und darin liegt seine große Ähnlichkeit mit Karenin — vor allem daran, die äußeren Formen zu wahren. Sogar die Kunst liebt er nicht um ihrer selbst willen: als Kenner der Literatur, Malerei und Musik zu gelten, gehört für ihn zum guten Ton. Ein Beamter, der eine solche „kleine Schwäche“ hat, gilt als originell; seine Chance, einem der Mächtigen dieser Erde aufzufallen, ist größer. Karenin hält es ebenfalls für seine Pflicht, literarische Neuerscheinungen, politische, philosophische und theologische Bücher zu verfolgen. Für ihn ist Lesen jedoch Selbstzweck; bei passender Gelegenheit vermag er einen in Mode gekommenen Autor oder den Titel eines Aufsehen erregenden Buches zu erwähnen, und schon gilt er als denkender und belesener Mensch. Anna jedoch, die ihn gut kennt, weiß, daß er von Kunst und Poesie und besonders von Musik nichts versteht, sich aber feste Meinungen zugelegt hat: „er liebte es, sich über Shakespeare, Raffael und Beethoven zu unterhalten sowie über die Bedeutung neuer Richtungen in der Poesie und Musik, die er alle verfolgte und mit großer Präzision zu charakterisieren wußte“ (Band 6, S. 158).

Es ist interessant festzustellen, daß auch Innstetten als Musikkenner gilt. Bei der Beschreibung eines Abends im Hause des Landrats in

Kessin zählt Fontane die traditionellen Gesprächsthemen auf: Bismarck, Ernennungen und Ordensverleihungen, Wahlen. Dann bittet er Effi, etwas aus „Lohengrin“ oder der „Walküre“ zu spielen, denn er gibt sich gern als Wagner-Schwärmer. Der Autor bemerkt jedoch in diesem Zusammenhang ironisch: „Was ihn zu diesem hingeführt hatte, war ungewiß; einige sagten, seine Nerven, denn so nüchtern er schien, eigentlich war er nervös; andere schoben es auf Wagners Stellung zur Judenfrage. Wahrscheinlich hatten beide recht“ (Band 7, S. 108).

Bei Tolstoj und Fontane ist das Kunstverständnis ihrer Gestalten ein Prüfstein für den Charakter. Nur ganz integre, reine und aufrichtige Naturen vermögen Kunst in vollem Maße zu begreifen und zu genießen. Für trockene Pedanten, für beschränkte und unschöpferische Menschen bleibt sie ein Buch mit sieben Siegeln und das Hören von Musik, der Besuch von Konzerten ist für sie nur eine Formsache.

Ein charakteristischer Zug sowohl Karenins als auch Innstettens ist ihr Karrierismus; auf jede Weise wollen sie „nach oben“ gelangen. Wenn Fontane die geistige Armut Innstettens aufzeigt, meint er die Fäulnis der gesamten Gesellschaft, denn in den Händen von Menschen seines Schlages ist die Macht konzentriert; Innstetten wird von Bismarck begünstigt, er hat sogar das Wohlwollen des Kaisers. Genau wie Innstetten spricht auch Karenin ständig von „gewissen Gesetzen des Anstands, die sich nicht ungestraft übertreten lassen“ (Band 6, S. 205), über die „Ehre“ (Band 6, S. 298), er denkt sogar an ein Duell mit Wronski (Band 6, S. 393 f.), aber die Furcht um sein Leben schreckt ihn ab — um „das Leben eines Staatsmannes, den Rußland braucht“ (Band 6, S. 394) — wie er meint. Ist nun seine Tätigkeit wirklich notwendig und dem Staat von Nutzen? Tolstoj verneint dies, ja mehr noch, er hält sie nicht nur für unnütz, sondern auch für gefährlich und schädlich.

In der Welt der Karenins und Innstettens werden selbst hohe, geheiligte Begriffe verzerrt oder ihres Inhalts beraubt.

Sich unbewußt dem Kodex der „Adelsehre“ unterwerfend, fordert Innstetten Crampas zum Duell und tötet ihn, obwohl er selbst im Gespräch mit Wüllersdorf zugibt, daß er keinen Haß gegen Effi empfinde und ohne Rachedurst sei. Doch ist der Gedanke, daß irgend jemand mit einem zweideutigen Lächeln auf seine Vergangenheit anspielen könnte, ihm unerträglich. „Wir treten so auf, wie es der öffentlichen Meinung entspricht“, „unser Ehrenkultus ist ein Götzendienst, aber wir müssen uns ihm unterwerfen, solange der Götze gilt“ — diese Worte Wüllersdorfs treffen auch auf ihn zu, wenn er auch in der Tiefe seiner Seele die Grausamkeit und Ungerechtigkeit der Gesetze, nach denen er lebt, spürt. Nach Crampas' Tod beginnt er an der Wahrheit der moralischen Prinzipien zu zweifeln, an die er glaubte und die er sein ganzes Leben hindurch befolgt hat.

Innstetten kommt zu der Erkenntnis, daß er „einer Vorstellung, einem Begriff zuliebe eine Komödie“ aufgeführt hat. Nach dem ersten Schritt ist er jedoch gezwungen, auch den zweiten zu tun — er trennt sich von

Effi und richtet sie und sich zugrunde. Die Zeit vergeht, aber die Wunde in Innstettens Seele schließt sich nicht: er ist schuldig an Crampas' Tod, an den Leiden Annies, Effis und ihrer Angehörigen. Das Leben hat für ihn seinen Sinn verloren, und selbst sein dienstlicher Aufstieg freut ihn nur wenig. Innstetten beginnt zu erkennen, „daß es ein Glück gebe, daß er es gehabt, aber daß er es nicht mehr habe und nicht mehr haben könne“, und gibt damit zu, daß sein früheres Leben und jene „eisernen Paragraphen“, die er befolgte, falsch waren.

Viel Gemeinsames gibt es auch im Schicksal und in den Charakteren Anna Kareninas und Effis. In beiden Romanen wird ein für die Adels-epoche typischer Ehevertrag geschlossen; das Familienleben beider Heldinnen verläuft unglücklich, beide gehen zugrunde. Die Ursache für diese Gleichartigkeit in Annas und Effis Schicksal liegt in der Ähnlichkeit der historischen Bedingungen in Deutschland und Rußland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und in der Übereinstimmung der Positionen, die Tolstoj und Fontane hinsichtlich der Adelsgesellschaft einnehmen. Beide Künstler erkennen die Moral dieser Gesellschaft nicht an, sie zeigen deren Haltlosigkeit und stellen sie in sehr negativen Gestalten dar, die mehr oder weniger am Untergang der Heldinnen beteiligt sind (Fürstin Betsy, Lydia Iwanowna, Wronskis Mutter in „Anna Karenina“, Geheimrätin Zwicker, Sidonie von Grasenabb in „Effi Briest“). Anna Karenina gehört ihrer Geburt, Erziehung und Stellung nach der gehobenen Gesellschaft an. Effi Briest ist die Tochter eines brandenburgischen Gutsbesitzers aus der Mittelschicht.

Anna ist sehr vielseitig talentiert: sie hat umfangreiche Kenntnisse in Literatur und Kunst, sie möchte ein wirkliches Leben leben. Wie auch viele andere Heldinnen aus Fontanes Romanen – Melanie („L'Adultera“), Cécile, Christine („Unwiederbringlich“), Therese, Sophie, Manon („Die Poggenpuhls“), Lena Nimptsch („Irrungen-Wirungen“), Stine, Mathilde Möhring – hat Effi Briest keine eigentliche Bildung erhalten. Die bürgerliche Gesellschaft verurteilt die unteren Volksschichten zur Unwissenheit und beraubt sie des Rechts auf Bildung; den Vertreterinnen der besitzenden Schichten werden nur armselige Brosamen hingeworfen, so daß der Wirkungsbereich der Frau künstlich eingeengt und auf die berüchtigten „3 K“ – Kirche, Küche, Kinder – beschränkt wird. Das Problem der Erziehung ist im Roman „Effi Briest“ organisch mit der Frage der Stellung der Frau in der bürgerlichen Gesellschaft verbunden. Unter den Bedingungen der Ausbeuterordnung wird die Frau aus dem gesellschaftlichen Leben eliminiert; sie spielt keine Rolle in ihm. Anstelle einer aktiven gesellschaftlichen Tätigkeit werden ihr Surrogate angeboten: Wohltätigkeitsveranstaltungen und Amateuraufführungen.

Als Fontane den Roman „Effi Briest“ schrieb, verfolgte er nicht das Ziel, lediglich das Schicksal einer „ungetreuen Frau“ zu schildern. Wie auch Tolstoj stellte er sich die weit schwierigere Aufgabe, die Haltlosigkeit der Gesellschaft aufzuzeigen. Als Bestätigung hierfür dient, daß Effis Liebesverhältnis nur angedeutet und die Gestalt Crampas' fast gar nicht entwickelt ist. Crampas wird Effi deswegen sympathisch, weil er sich mit

ihr wie mit einer Gleichgestellten unterhält und, obwohl es etwas rein Äußerliches ist, ihr mit betonter Hochachtung und Verehrung begegnet, während Innstetten im Umgang mit seiner Frau den Ton eines Mentors und langweiligen Dozenten anschlägt. Effi ist bereit, mit dem Major davonzulaufen, obwohl sie ihn eigentlich nicht kennt und nicht durchschaut, daß er ebenso ein Sklave der Konvention und des berüchtigten „Ehrenkodexes“ ist wie ihr Mann. Crampas lehnt es ab, mit ihr fortzufahren, denn für ihn ist dieses Verhältnis eine vorübergehende Episode; in einem seinem Briefe erklärt er, daß er schließlich doch die Hand segnen muß, die diese Trennung über sie verhängt.

Effi und Anna Karenina können und wollen kein Doppelleben führen. Die Gesellschaft verstößt die Heldinnen der Romane Tolstojs und Fontanes lediglich deswegen, weil sie die äußeren Anstandsregeln nicht befolgt haben. Zu Beginn ihrer Ehe empfindet Anna Karenina noch Verehrung für die Bekannten und die Umgebung ihres Mannes, doch öffnen der Betrug und Zynismus der vornehmen Gesellschaft ihr schnell die Augen. Die meisten Frauen von Welt hatten „geheime Verhältnisse“, die allen bekannt waren; man wußte von den Beziehungen der Fürstin Betsy Twerskaja zu Tuschkewitsch, der Baronesse Schilton zu Petritzki, von den Affären der Mutter Wronskis und der Gräfin Lydia Iwanowna. Für Anna aber bedeutete die Liebe zu Wronski alles, und deswegen konnte sie sich weder mit der Rolle einer Geliebten noch mit der einer untergeordneten Frau begnügen, und sie zog den Tod der Sklaverei vor.

Zu Anna wie auch zu Effi fühlen sich die Kinder hingezogen, die einfachen Menschen vergöttern sie (die Dienerin in „Anna Karenina“, Roswitha in Fontanes Roman); wer seelische Reinheit, Schönheit und Zärtlichkeit zu schätzen vermag, ist von ihnen begeistert. Beide Heldinnen sind außerordentlich vertrauensselig. Dank ihrer Ehrlichkeit und Geradlinigkeit messen sie die Menschen ihrer Umgebung mit ihrem eigenen Maß und verleihen ihnen positive Eigenschaften, die gar nicht existieren (Annas Urteil über Wronski und seine Mutter; Effis Einschätzung Crampas', der Geheimrätin Zwicker usw.).

Wronskis wie auch Crampas' Interessenkreis ist sehr begrenzt; das Leben des Regiments und gesellschaftliche Zerstreuungen füllen den ersteren aus; die Pflichten eines militärischen Befehlshabers und die Zerstreuung einer Provinzstadt den Major Crampas.

In den Beziehungen Wronskis zu Anna und Crampas' zu Effi ist viel Gemeinsames: es überwiegt die körperliche Leidenschaft, der eitle Wunsch, die anziehendste Frau der vornehmen Gesellschaft zu besitzen (Wronski), oder die schönste Dame des Nestes Kessin (Crampas). Das Leben von Crampas ist durchschnittlich und gewöhnlich: Umherwandern mit einer ungeliebten Frau von Garnison zu Garnison, kleine Intrigen und Verhältnisse mit Frauen. Das militärische Milieu, das Innstetten zu einem Pedanten, zu einem Verfechter des Kodexes der Adels-„Ehre“ und zu einem berechnenden Karrieristen gemacht hat, drückte auch Crampas seinen unverwechselbaren Stempel auf; er ist ein Gefangener

der Verhältnisse. Er denkt nicht im Ernst daran, mit Effi ein neues Leben zu beginnen, er sieht den höchsten Sinn in den Vergnügungen des Tages und glaubt fest daran, daß „alles Beste... jenseits davon“ liegt.

Tolstoj hat in seinem Roman Dutzende von Menschen aus dem Volk eingeführt; die meisten sind nur mit wenigen Strichen, doch als positive Helden gezeichnet und mit hohen sittlichen Eigenschaften ausgestattet. Tolstoj deckt in seinem Roman den krassen, unversöhnlichen Widerspruch zwischen Volk und Adel auf. Selbst Konstantin Lewin mit seinem weiten Gesichtskreis und Verständnis für den Bauer stößt bei wirtschaftlichen Veränderungen auf den versteckten Widerstand der Bauern, und ist nicht imstande, ihn zu überwinden.

In Tolstojs Roman wird der beginnende Prozeß der Umschichtung des Dorfes wiedergegeben und ein sehr breiter Kreis aktuellster Fragen berührt: Probleme der Familie und Ehe, Wechselbeziehungen zwischen Gutsbesitzern und Bauern, Kindererziehung, die wirtschaftliche Entwicklung Rußlands, die Formen seines staatlichen Aufbaus, der Kampf der politischen Parteien. Dadurch erweiterte der Autor den Rahmen seines Hauptthemas und gab ein umfassendes Bild der gesamten Gesellschaft – von der Bauernhütte bis zum Fürstenpalast: „das Familienthema wird auf diese Weise zum Volksthema.“¹⁴

Fontanes Roman umfaßt einen kleineren Kreis von Problemen und sein Realismus ist begrenzter. Das ist nicht zuletzt durch die allgemeine Schwäche der realistischen Traditionen in der deutschen Literatur der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts bedingt. Nur wenige Werke aus dieser Zeit, darunter „Effi Briest“, haben in ganz Europa Anerkennung gefunden.

In Tolstoj's Roman werden die Grundlagen der bürgerlich-feudalen Gesellschaft und die Moral der herrschenden Klasse einer vernichtenden Kritik unterzogen. Tolstoj behauptet, daß die existierende Gesellschaftsordnung den Menschen verkrüppelt, weil sie alles Menschliche in ihm zerstört (Karenin) und gnadenlos gegen ihn vorgeht, wenn er versucht, die Normen und Gesetze dieser Gesellschaft zu bekämpfen (Anna). Der einzige Weg zur Rettung ist der Weg zum Volk (Lewin). Die Moral des Volkes ist unvergleichlich höher und menschlicher als die adlig-bürgerliche Moral – das ist eines der Motive in Tolstojs Roman. Die Haltlosigkeit der adligen Moral und des berühmten Ehrenkodexes wird auch von Fontane aufgezeigt. Innstetten erleidet einen Zusammenbruch, was er selbst bitter in der Szene mit Roswithas Brief konstatiert. Wüllersdorf sagt voller Überzeugung über diese einfache Frau: „die ist uns über“, worin ihm Innstetten beipflichtet: „Finde ich auch.“ Diese Bekenntnisse sprechen für sich: Zwei Vertreter der herrschenden Klasse erkennen die moralische Überlegenheit eines einfachen Dienstmädchens an.

Gemeinsames findet sich auch in den Sujet-Überschneidungen und den künstlerischen Mitteln in Tolstojs und Fontanes Romanen. Beim ersten Zusammentreffen Annas mit Wronski auf dem Bahnhof passiert ein Ereignis, das das Schicksal der Heldin gleichsam vorwegnimmt: ein

Bahnwärter fällt unter die Räder eines Zuges. „Ein schlechtes Vorzeichen“, bemerkt Anna mit zuckenden Lippen und unterdrücktem Weinen. Dieses Vorgefühl eines drohenden Unheils verstärkt sich noch, als Wronski unter einem fadenscheinigen Vorwand bei den Oblonskis auftaucht. Dieser späte Besuch schien allen etwas sonderbar, aber „am meisten von allen empfand es Anna als sonderbar und ungut“ (Band 6, S. 108). Ein Vorbote von Annas tragischem Schicksal ist der Alptraum, der einigemal wiederkehrt. Sie beschreibt ihn Wronski erst kurz vor ihrem Tod, als er das Erkalten seiner Gefühle zugegeben hat: „Ein kleiner alter Mann mit zerzaustem Bart stand über einen eisernen Gegenstand gebeugt, an dem er irgend etwas verrichtete, und murmelte dabei auf französisch sinnlose Worte vor sich hin“; und wie auch früher bei diesem Alptraum – und das war eben das Grauenvolle – schenkte ihr der Mann keinerlei Beachtung, obwohl er sein unheimliches Werk unmittelbar über ihr verrichtete (Band 7, S. 447).

Bevor Anna sich zum Selbstmord entschließt, sieht sie auf der Station einen zerlumpten, schmutzigen Bauer in einer Mütze, unter der die zerzausten Haare hervorthängen. Sie fühlt etwas Bekanntes an ihm und erinnert sich sofort ihres Alptraums. **Und im letzten Augenblick ihres Lebens, bereits unter den Rädern des Zuges, als „etwas ungeheuer Großes, Unerbittliches... sie gegen den Kopf“ stieß und „sie am Rücken mit sich“ schleifte, als sie die Unmöglichkeit des Widerstandes fühlte, erhob sich aufs neue die Gestalt, die Anna in ihrem schrecklichen Traum gesehen hatte: „Der kleine struppige Mann hantierte wieder, irgend etwas vor sich hinmurmeln, am Eisen herum“** (Band 7, S. 470).

Genauso ist es bei Fontane: Effis Tragödie wird bereits in den ersten Kapiteln des Romans vorgezeichnet – durch das Gespräch über das Los untreuer Frauen in Konstantinopel und durch den Ruf von Jahnkes Zwillingen: „Effi, komm!“ Selbst Innstetten, der nicht an Zeichen glaubt, kann sich eines seltsamen Gefühls nicht erwehren: „...war es ihm beständig, als wäre der kleine Hergang doch mehr als ein bloßer Zufall gewesen“ (S. 22). In der Duellszene gehen Innstetten und Wüllersdorf durch die mit buntem Gras bewachsenen Dünen zur Stelle des Treffpunktes: „Überall zur Seite standen dichte Büschel von Strandhafer, um diese herum aber Immortellen“. In diese karge, genau beschriebene Landschaft führt Fontane ein helles, symbolisches Detail ein, das den tragischen Ausgang des Duells andeutet: „...und ein paar blutrote Nelken.“ (S. 253).

Diese Momente haben bei Tolstoj und Fontane keinen mystischen, schicksalhaften Charakter, **wenn ihnen auch eine gewisse Symbolik anhaftet**, die sich jedoch – wie auch bei C. F. Meyer und Theodor Storm – in den Grenzen des Realen hält.

Die Szenen des Wiedersehens der Heldinnen mit ihren Kindern sind zweifellos in beiden Romanen die dramatischsten und stimmen in vielem überein. In Tolstoj's Roman versucht Anna „legal“, mit Erlaubnis Karens, sich mit Serjoscha zu treffen, sie erhält jedoch eine verletzend Absage des ehemaligen Gatten und der Gräfin Lydia Iwanowna. Ihre

Liebe zum Sohn ist jedoch so groß, daß sie an seinem Geburtstag zu ihm kommt, ungeachtet aller Schwierigkeiten.

Die Sehnsucht nach einer Begegnung mit ihrer Tochter ist nach der Trennung auch Effis Lebensinhalt. Dieses Wiedersehen wird aber nur durch die Gattin des Ministers möglich, dem Innstetten untersteht, und der als Mann von Welt Effis Bitte nicht abschlagen kann.

In „Anna Karenina“ bewahrt Serjoscha die Erinnerung an seine Mutter und die Liebe zu ihr; er glaubt nicht an die Erzählungen seiner Umgebung, die Mutter sei tot; er bekennt ihr dies während des Wiedersehens.

Der Verlauf der Begegnung zwischen Effi und ihrer Tochter wird in einem Gespräch der Heldin mit Roswitha vorweggenommen, in dem diese davon spricht, daß Annie ihrem Vater sehr ähnlich sei. Annie bleibt während der Begegnung mit der Mutter höflich und kühl, sie beantwortet die leidenschaftlichen Fragen der Mutter gleichmäßig mit „Ja“, „Nein“ und „Wenn ich darf“. Das sind eigentlich nicht die Antworten eines Kindes, es sind die Antworten Innstettens und Effi vermutet richtig: „... und ehe er das Kind schickt, richtet er's ab wie einen Papagei und bringt ihm die Phrase bei ‚wenn ich darf‘“ (S. 289).

Das Wiedersehen Annas mit ihrem Sohn wird durch das Erscheinen Alexej Alexandrowitschs unterbrochen. Die von der Gleichgültigkeit der Tochter erregte und erschütterte Effi schickt diese selbst weg. Den Höhepunkt dieser Szene, ja den Höhepunkt des Romans bildet Effis nun folgender leidenschaftlicher Monolog, denn Annies Gleichgültigkeit ist der letzte Tropfen, der das Glas zum Überlaufen bringt. Ihr Zorn und ihre Verachtung gegen die Gesellschaft sind bei weitem nicht nur der Ausdruck einer Augenblicksstimmung. Was sie sagt, ist erlitten, durchdacht und begründet.

Die Absurdität und Unnatürlichkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse werden in ihrer ganzen Grausamkeit im Bereich privater familiärer Verhältnisse deutlich. Ihre Unmenschlichkeit verwundet die Menschen zutiefst – das ist der Sinn der Wiedersehensszenen zwischen den Heldinnen und ihren Kindern in den Romanen Tolstojs und Fontanes.

Tolstojs und Fontanes Helden bringen typische historische Tendenzen einer bestimmten Gesellschaftsschicht zum Ausdruck. Der Tolstoj-Forscher I. N. Uspenskij sagt hierzu: „Tolstoj zeigt die organische Verbindung zwischen der Spezifik der Persönlichkeit und der Spezifik seiner Umgebung. Die Helden des Romans handeln nicht deshalb schlecht oder gut, weil sie von Geburt an schlecht oder gut sind, sondern weil sie von den typischen gesellschaftlichen Verhältnissen, in denen sie sich befinden, gezwungen werden, schlecht oder gut zu denken und zu handeln.“¹⁵ Tolstoj geht es darum, das Verhältnis zwischen Held und Gesellschaftsstruktur seiner Umwelt aufzuspüren.

Vor eine ähnliche Aufgabe sah sich Fontane gestellt, als er an „Effi Briest“ arbeitete. In einem Brief vom 25. August 1896 machte er einige kritische Bemerkungen über Friedrich Spielhagens Roman „Zum Zeitvertreib“; er fand Spielhagens Verurteilung des Adels „nicht scharf

genug“.¹⁶ Äußerungen gegen den Adel trifft man häufig in Fontanes Briefen aus der Zeit, in der er am Roman „Effi Briest“ arbeitete, in dem er Aussagen von einer Allgemeingültigkeit machte, wie er sie früher nie erreicht hatte. Hier verstand er es, an einem Einzelfall das Gesetzmäßige, Typische aufzuzeigen. Mit wenigen Strichen zeichnet er den Provinzadel, den Eigendünkel, die fanatische Unduldsamkeit, den maßlosen Aplomb und die geistige Armseligkeit der Vertreter dieser Schicht, die ständig seine Ironie herausfordern. Keine einzige Veranstaltung — sei es eine Familienfeier, ein Ball oder ein Verwandtentreffen — kommt ohne hochtrabende patriotische Reden aus, und jeder Redner hält es für seine heilige Pflicht, die Versammelten an die „ehrenvolle Pflicht“ des Adels zu erinnern — „dem Drachen der Revolution das giftige Haupt“ zu „zertreten“ (S. 122).

Die im Roman „Effi Briest“ auftretenden Familien sind aus Berechnung gegründet worden; ihnen liegen rein materielle Interessen zugrunde. So zeichnet Fontane ein allgemeingültiges Bild vom Leben der Gesellschaft seiner Zeit, hinter dem Privaten das Allgemeine sehend. Die Ehepaare Briest, Ring, Effi und Innstetten sind sich innerlich fremd. Von Dramatik erfüllt sind die Schicksale Roswithas und Effis. Indem Fontane Effis Schicksal mit dem Schicksal anderer unglücklicher Frauen in Beziehung setzt, gibt er dem Leser zu verstehen, daß sich hier ein Drama von allgemeingültigem Charakter abspielt. Der Autor konzentriert sich ständig auf die Heldin, und demonstriert durch Wiedergabe ihrer Träume und Wünsche überzeugend den unnatürlichen Charakter der Verbindung zwischen Effi und Innstetten, die aber mit den ethischen Normen der bürgerlichen Gesellschaft völlig übereinstimmt.

Die Regeln, von denen sich Wronski, Karenin, Innstetten oder Wüllersdorf leiten lassen, sind vor langer, langer Zeit von ihrer Klasse ausgearbeitet worden. Das Individuelle dieser Gestalten liegt in der Art und Weise, wie sie die Regeln auffassen und befolgen.

Im Roman „Anna Karenina“ wird der Zeichnung der Charaktere sehr viel Aufmerksamkeit gewidmet; sie wird ergänzt: „erstens von der Selbstdarstellung (wenn der Held sich selbst beurteilt), zweitens von seiner Darstellung in der positiven und negativen Auffassung anderer Personen, die ihn umgeben und mit denen er zu tun hat.“¹⁷ Eine solche Darstellung macht die Helden lebendig und gibt ihnen Konturen.

Ähnliche Methoden der Personendarstellung finden wir auch in Fontanes Roman. Er ist ein Meister des lyrischen Frauenporträts. Er gibt eine ziemlich genaue Beschreibung von Effis Äußerem. Im Verlaufe der Erzählung werden ihrem Porträt kleine, neue Züge hinzugefügt. Zu Anfang werden ihr Kleid und ihre „lachenden braunen Augen“ beschrieben. Ihr Äußeres gewinnt Plastizität, indem sie in der Bewegung dargestellt wird. Effi — im ersten Kapitel ein junges Mädchen — ist das Leben selbst, ein Windstoß, „immer am Trapez, immer Tochter der Luft“. Das äußere Bild der Heldin vor der Verlobung wird in der Empfindung der Mutter wiedergegeben; sie „warf einen Blick auf das jugendlich

reizende Geschöpf, das, noch erhitzt von der Aufregung des Spiels, wie ein Bild frischesten Lebens vor ihr stand“ (S. 18).

Eine vollkommen andere wird Effi nach der Trennung von ihrem Mann und besonders nach dem Wiedersehen mit Annie; sie ist gebrochen, dem Untergang geweiht, von den Leiden müde geworden. Ihr Äußeres wird wiederum in der Empfindung der Eltern wiedergegeben: „... so sahen sich diese freudig verwundert an, freudig verwundert, aber doch auch wehmütig, weil ihnen nicht entgehen konnte, daß es nicht die helle Jugend, sondern eine Verklärtheit war, was der schlanken Erscheinung und den leuchtenden Augen diesen eigentümlichen Ausdruck gab.“ (S. 293). Der seelische Zusammenbruch der Heldin wird durch die Beschreibung ihrer Haltung unterstrichen: Müde geworden setzt sie sich auf einen Hürdenzaun, einen Baumstumpf oder eine Chausseewalze und schaut lange auf die sich vor ihr ausbreitende Landschaft.

Sehr lakonisch sind die Porträts der Hauptpersonen des Romans: Über das Äußere von Innstetten wird gesagt, daß er „schlank, brünett und von militärischer Haltung“ ist, hervorgehoben wird seine Art und Weise, während des Gesprächs im Zimmer auf und ab zu gehen. Über von Briest bemerkt der Autor nur beiläufig, daß dieser „ein wohlkonservierter Fünfziger von ausgesprochener Bonhomie“ sei, Roswitha ist eine „ganz ramassierte Person“ mit „guten, braunen Augen, die einen treu und zuversichtlich ansehen“. Fontane nimmt äußerer Schönheit, hinter der sich mitunter seelische Härte und Egoismus verbergen, jeglichen Nimbus. Charakteristisch ist die Gegenüberstellung von Innstetten und Gieshübler. Der schöne und imponierende Landrat ist seelenlos und hart, der gebrechliche Apotheker wahrhaft menschlich und gütig. Fontane vereinfachte und schematisierte das Innenleben seiner Personen nicht; er vermochte die feinsten Regungen der menschlichen Seele aufzuspüren.

Ein hervorragender Zug von Tolstojs Realismus bei der Gestaltung seiner Helden ist ein feiner Psychologismus, der bereits Černyševskij begeisterte — seine Kunst, die „Dialektik der Seele“ zu enthüllen, die psychischen Vorgänge im Denkprozeß der Helden in allen Widersprüchen zu zeigen.¹⁸ Eine der wichtigsten Aufgaben des Schriftstellers sahen Fontane und Tolstoj in der Wiedergabe individueller Besonderheiten, im Erfassen der **Eigenart und Unwiederholbarkeit** psychischer Prozesse bei den verschiedenen Menschentypen als eine der Formen der Widerspiegelung der Wirklichkeit. Sie erkannten die Widersprüche der Persönlichkeit nicht als **etwas von Anfang an der Natur des Menschen** Innewohnendes, sondern als eine objektive Widerspiegelung der Widersprüche und Konflikte einer bestimmten Epoche im Bewußtsein des Menschen.

Eines der Hauptmittel, in das Innenleben der Personen einzudringen, sind die Dialoge in „Effi Briest“, die in engem Zusammenhang zu den Wendepunkten im Leben der Hauptheldin stehen.¹⁹ In den Kapiteln 5 und 24 sind die wichtigsten Gespräche die zwischen Effis Eltern, die sich vergeblich bemühen, ihre Zweifel an der Richtigkeit des von ihnen

Unternommenen zu überwinden. Mutter und Vater müssen einsehen, daß Effi und Geert zu verschiedenartige Charaktere sind. Die für den Adelsstand typischen Begriffe und Vorstellungen sind jedoch zu tief in ihrem Bewußtsein verankert, als daß die Sorge um Effi die Oberhand gewinnen könnte. Sie beruhigen sich damit, daß ihre Tochter und Innstetten ja ihrem Kreise angehören und daß Effi eine ausgezeichnete Partie gemacht hat. Erst in der Schlußszene des Romans erkennt die Mutter das Nichtwiedergutzumachende der Tragödie und gibt sich selbst die Schuld daran.

Die geistige Welt Innstettens, eines Menschen von „Pflicht und Ehre“, eines Strebers und Pedanten, der seiner Frau gegenüber stets den Ton eines Lehrers und „Erziehers“ beibehalten hat, wird in seinen Gesprächen mit Effi und Wüllersdorf dargelegt.

Alle Romanfiguren – das Ehepaar von Briest, Baron Innstetten, Crampas, Roswitha, Gieshübler – werden als ausgeprägte Persönlichkeiten mit klar umrissenen Charakterzügen dargestellt. Nur in Effi vollzieht sich im Laufe der Erzählung eine Entwicklung vom jungen Mädchen bis zu der vom Leben gebrochenen und zum Tode verurteilten Frau. Eine gewisse Statik der zweitrangigen Personen läßt die Veränderungen, die in ihrem Seelenleben vor sich gehen, noch schärfer hervortreten. Die Gespräche mit der Mutter, mit Innstetten, Crampas, Dr. Rummschüttel und Pastor Niemeyer zeigen Effi unter den verschiedensten Aspekten: da ist das naive Mädchen, das stolz darauf ist, daß es einen Adligen und Landrat geheiratet hat; und die Gefangene, die sich in der Unfreiheit in Kessin quält, dann die glänzende Dame von Welt, und schließlich die von der Gesellschaft verstoßene ungetreue Ehefrau. Eine wichtige Rolle spielen die Monologe der Heldin, z. B. in der Szene mit Innstetten, als Effi von der bevorstehenden Übersiedlung nach Berlin erfährt und ihrer stürmischen Freude darüber, daß nun das Doppelleben beendet sein wird, Ausdruck gibt, und die leidenschaftliche Anklage, die sie Innstetten und der „Gesellschaft“ nach dem Wiedersehen mit der Tochter entgegenschleudert. In diesem Augenblick erhebt sich Effi Briest zum bewußten Protest gegen die ungerechten Gesetze der Gesellschaft und ihre Moral.

Fontane vermeidet ein eigenes Urteil über Personen und Ereignisse und macht nur mit der Heldin eine Ausnahme, der er offen sein Mitgefühl zum Ausdruck bringt; als Refrain erklingt sein „Arme Effi!“ Seine „Objektivität“ erstreckt sich auf den Kreis der negativen Personen (Innstetten, Zwicker, Sidonie von Grasenabb u. a.); durch die Logik ihrer Gestalten führt Fontane den Leser zu bestimmten Schlußfolgerungen. Seine mitfühlenden Töne kommen besonders dort zum Ausdruck, wo es sich um gute und ehrliche, mitunter schwache Menschen handelt, die es nicht verstehen, ihre Würde, ihr Glück und ihre Liebe zu behaupten.

Ein charakteristischer Zug vieler Romane Fontanes ist es, daß die Schicksale der zweitrangigen Personen häufig das Schicksal der Haupt-

helden antizipieren. In dem Roman „Irrungen, Wirrungen“ wiederholt Lena Nimptsch gewissermaßen den Weg der Frau Dörr. Die dramatische Geschichte der Dienerin nimmt Effis Tragödie vorweg. In ihrer Jugend beging Roswitha einen „Fehltritt“, sie wurde von dem Kind getrennt, mußte die Heimat verlassen und bei reichen Leuten „in Stellung gehen“. Schwer und hart gestaltete sich ihr Leben, doch sie blieb unverändert tapfer, gütig und herzlich; sie ist taktvoller und verständnisvoller als Effis Eltern und ihr Gatte. Als sich alle von Effi abwenden, findet nur Roswitha den Mut, von Innstetten fortzugehen und bei ihrer Herrin zu bleiben.

Die Gestalten der Dienerinnen — Roswitha und Johanna — korrespondieren nicht nur mit den Gestalten Effi und Innstetten, sondern sie ergänzen einander auch. Roswitha und Effi leben mit dem Herzen, sie sind empfänglicher, emotionaler und menschlicher als Johanna und Innstetten, die in allem der trockenen Logik und der kalten Vernunft gehorchen. Innstettens Pedanterie und Herzlosigkeit finden ihren extremen Ausdruck bei Johanna, die ihren Herrn verehrt und ihn in allem nachzuahmen sucht. Nicht zufällig sieht Innstetten in einem Augenblick der Klarheit in Johanna die eigene Widerspiegelung. All das, was die Herrschaften in die Form erhabener philosophischer Sentenzen gießen, wird etwas gröber, aber unvergleichlich genauer im Gespräch der Dienerinnen dargelegt, wenn sie die Vorfälle in der Familie Innstetten besprechen.

Man kann ohne weiteres von einer Übereinstimmung der Grundideen in den Romanen „Anna Karenina“ und „Effi Briest“ sprechen. Sie ähneln ungeachtet des großen Unterschiedes in der Erfassung der Realität, der Problematik und anderem mehr einander in vielem, vor allem aber in der spannungsgeladenen Dramatik der Erzählung von Annas und Effis Schicksal, die in erster Linie durch den Höhepunkt des heranahenden tragischen Endes bedingt ist. Die scheinbare Zufälligkeit der Umschwünge im Sujet in „Anna Karenina“ und in „Effi Briest“ sind in Wirklichkeit Ausdruck einer unerbittlichen Gesetzmäßigkeit.

Eine Ähnlichkeit besteht auch darin, daß beide Romane tragisch, mit dem Untergang der Heldinnen, enden. Anna Karenina wird ihrer Umwelt kraß gegenübergestellt, sie ist eine lichte, ganze Natur, eine außergewöhnliche Erscheinung. Sie gleicht nicht den Menschen ihrer Umwelt, sie sticht scharf von diesem Milieu ab. Bei Fontane ist dieses Moment schwächer herausgearbeitet, besonders zu Beginn des Romans. Doch auch Effi hebt sich von dem Hintergrund der Menschen ihrer Umgebung schon allein dadurch ab, daß sie ihnen nicht ähnlich ist. Beide Künstler gaben ihren Gestalten die größtmögliche gesellschaftliche Konkretheit. Sowohl Anna als auch Effi sind ein Opfer der sie umgebenden Gesellschaft. Die Tragödie von Tolstojs Anna Karenina spielt sich allerdings vor einem wesentlich breiteren gesellschaftlichen Hintergrund ab als die Tragödie von Fontanes Effi Briest.

II. Fontanes Besprechung von Tolstojs Drama „Die Macht der Finsternis“ im Rahmen der internationalen Kritik

Ende der achtziger Jahre wandte sich Tolstoj dem dramatischen Genre zu. In Dramen wie „Die Macht der Finsternis“ und „Früchte der Aufklärung“ stellte er die Tragödie des alltäglichen Lebens des Volkes dar. Das Neue in der „Macht der Finsternis“ wurde von zahlreichen Kritikern entweder nicht verstanden oder bewußt verschwiegen und entstellt. In den Jahren 1887 bis 1890 erschien eine große Anzahl negativer Rezensionen über das Stück. Dies hatte einen besonderen Grund: Im Jahre 1886 war das fünfundzwanzigjährige Jubiläum der Aufhebung der Leibeigenschaft begangen worden, und die offizielle russische Presse verherrlichte in höchsten Tönen die Lage des russischen Bauern, der von Väterchen Zar „mit Wohltaten überhäuft worden sei“. Es ist verständlich, daß Tolstojs Stück, das die tatsächliche Lage des russischen Dorfes nach den Reformen schildert, dem offiziellen Rußland nicht behagte, werden hier doch die Obskuranten aller Schattierungen, mit dem allmächtigen Oberprokurator der Synode Pobedonoscev an der Spitze, entlarvt. In einem besonderen Erlaß wurde seine Aufführung in den staatlichen Theatern verboten, desgleichen seine Übersetzung ins Ukrainische, Lettische und in andere Sprachen des russischen Staates.

Die „Moskauer kirchlichen Nachrichten“ schrieben: „Wir können uns des Gedankens nicht erwehren, daß hier, in dieser ägyptischen Finsternis des Lasters und der scheußlichsten Verbrechen, unser gesamtes russisches Volk entehrt und geschmäht wurde.“²⁰ Um eine frontale Attacke gegen Tolstoj zu reiten, war seine Autorität allerdings zu groß. Nur die offiziösen oder äußerst konservativen Zeitschriften erdreisteten sich dazu. Einige Rezensenten lehnten das Stück in verschleierter Form ab. Tolstojs künstlerisches Talent anzuzweifeln, war eine undankbare Aufgabe; die Kritiker und Theaterrezensenten machten darum Tolstoj als dem Meister der epischen Prosa ihre Komplimente und behaupteten dann beiläufig, seine Stücke seien nicht bühnengerecht; dem Autor der „Macht der Finsternis“ fehle das dramatische Talent. Diesen Gedanken vertrat besonders der Theaterkritiker S. Vasil'ev.²¹ Jevgenij Garšin meinte sogar: „Wenn mit der ‚Macht der Finsternis‘ ein unbekannter, am Anfang stehender Autor hervorgetreten wäre, so hätte dieses Werk weder einen Verleger noch einen Leser gefunden.“²²

Ähnliche Beurteilungen erfuhr das Stück auch von westeuropäischen Dramatikern. So stellte Henrik Ibsen, obwohl er die ihm innewohnende schonungslose Wahrhaftigkeit anerkannte und zugab, daß es einen starken Eindruck hervorrufe, in einem Brief vom 27. November 1888 an seinen Übersetzer Emanuel Hansen fest: „Indessen, es scheint mir, als verfüge der Autor nicht über die volle Beherrschung der dramatischen Technik. Im Stück ist mehr Gespräch als Aktion, und der Dialog kommt mir mehr episch als dramatisch vor; die Arbeit macht eher den Eindruck einer dialogischen Erzählung als eines Dramas. Aber die Hauptsache ist ja: in dem Ganzen lebt und offenbart sich der Geist eines genialen Dichters.“²³

Alexander Dumas der Jüngere fand das Kolorit der „Macht der Finsternis“ zu düster. Er war der Meinung, die handelnden Personen seien zu wenig fesselnd, ihre Sprache unverständlich. Nikita, so schien es ihm, „zeigte sich anfangs langweilig und am Schluß empörend“. Obwohl er Tolstoj seine Referenz erwies („das ist ein Werk, geplant und ausgeführt in der Manier von Aischylos und Shakespeare...“), war Dumas der Jüngere der Ansicht, das Stück enthalte zuviel Unflat und Grausamkeit.²⁴

Die Urteile von Victorien Sardou und Emile Augier sind sich in vieler Hinsicht ähnlich: Beide Dramatiker heben Tolstojs Wahrhaftigkeit und schonungslosen Realismus hervor, behaupten aber, „Die Macht der Finsternis“ sei zum Lesen und nicht für eine Aufführung geschrieben worden.²⁴

Völlig anders beurteilte Theodor Fontane, einer der bekanntesten und maßgebendsten Theaterkritiker Deutschlands in den achtziger und neunziger Jahren, Tolstojs Stück. Leider ist seine eingehende Auseinandersetzung mit dem Drama nur sehr unvollständig überliefert. Wir wissen dies aus einem Brief, den er am 5. Februar 1890 an Georg Friedlaender schrieb und in dem er sich über den verstümmelten Druck seiner Besprechung der Berliner Erstaufführung der „Macht der Finsternis“ beklagte. Es heißt in diesem Brief: „Ich habe seit mehr als sechs Wochen nichts geschrieben als eine längere Kritik über Tolstojs ‚Macht der Finsternis‘, von der mir Stephany dann mehr als $\frac{2}{3}$ strich, während die Druckerei sich bemühte, durch Doppeldruck einiger Zeilen dies Defizit ein klein wenig wieder zu balancieren, dafür und dadurch aber einen vollkommenen Unsinn herstellte.“²⁵

Trotz der Kürzung läßt die Besprechung erkennen, daß Fontane – im Gegensatz zu A. Dumas' des Jüngeren Behauptung, „die Finsternis laste schwer über allem“ – das am 26. Januar 1890 in der „Freien Bühne“ in Berlin aufgeführte Stück als etwas „heilig Leuchtendes“ begrüßte. Er schrieb:

„Gestern endlich kam das große Licht: ‚Die Macht der Finsternis‘ von Leo Tolstoi. Die moderne realistische Kunst hat nichts Besseres und, trotzdem wir überall in Nacht blicken, nichts heilig Leuchtenderes aufzuweisen als dieses Stück. Wer über realistische Kunst und ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung mitsprechen will, der darf ihre Art nicht an ihren Entartungen demonstrieren; an ein Stück wie dieses muß er herantreten, und dann wollen wir sehen, was er dagegen sagen kann. Ethisch wird er sich davor beugen müssen, und künstlerisch, ein Schlimmstes angenommen, wird er sich vor Fragen gestellt sehen, die vielleicht nicht überall zugunsten des Stückes zu beantworten sind. Aber auch darüber ist schließlich noch zu streiten. Außerdem sind solche Fragen, selbst dem Größten gegenüber, immer dagewesen und werden immer bleiben.

Wie Tolstoi zugeneigt wir uns aber auch stellen mögen, das eine bleibt, daß sein Stück inhaltlich des Reizes der Neuheit entbehrt und daß wir

uns erst ganz zuletzt unter einen Kraftstrom von so hinreißender dramatischer Gewalt gestellt sehen, daß diese Kraft als solche zum siegreich Entscheidenden wird und die Frage von alt und neu als winzig daneben verschwiegen läßt.

Ja, der fünfte Akt gibt dem Tolstoischen Stück seine Höhe, seinen Sieg, aber freilich, er ist auch nötig, um die relativen Defizits der vorausgegangenen vier Akte zu decken.“²⁶

Fontane sah in Tolstoj einen der bedeutendsten Vertreter des Realismus, der die Wahrheit des Lebens, das Bestreben, bei der Aufdeckung der Widersprüche im Leben der russischen Gesellschaft „bis an die Wurzeln zu gehen“, zum Haupt- und Leitprinzip seines Schaffens erkoren hat. Diese bestimmenden Züge im Realismus des großen russischen Schriftstellers erkannte Fontane auch in dem Drama „Die Macht der Finsternis“. Seine Wertschätzung des Stückes stand in vielem der wohlwollenden und begeisterten Aufnahme bei den bedeutendsten progressiven Vertretern der russischen Kultur Ende des 19. Jahrhunderts nahe. Im Januar 1885 schrieb der Kritiker und Kunstwissenschaftler V. V. Stasov an Tolstoj: „Gestern habe ich Ihr Drama erhalten und habe es ganz zu Ende gelesen. Ich sage jetzt nur ein einziges Wort: der gestrige Tag war einer der glücklichsten und erhebensten in meinem Leben. Etwas Ähnliches habe ich seit vielen, vielen Jahren nicht gelesen, seit jenen Zeiten, als ich das erstemal den ‚Lear‘, den ‚Hamlet‘ und den ‚Othello‘ gelesen habe.“²⁷ Stasov hob ähnlich wie I. A. Gončarov²⁸ und G. Uspenskij²⁹ den schonungslosen Realismus des Dramas hervor: „Was für eine grenzenlose Wahrheit, welche Tiefe, welche Kraft und Schönheit.“

Der bekannte Regisseur und Theaterreformer V. I. Nemirovič-Dančenko erinnert sich des „erschütternden Eindrucks“, den das kleine Büchlein auf ihn und auf die ihm nahestehenden Schauspieler und progressiven Vertreter des russischen Theaters ausgeübt hat: „Ohne Übertreibung läßt sich sagen, daß ich vor künstlerischer Begeisterung, vor der wundervollen Schilderung der Gestalten erbebe.“³⁰

Der Maler Ilja Repin schrieb am 4. Januar 1884 an Tolstoj über das Stück: „Das ist eine derart erschütternde Wahrheit, eine so schonungslose Kraft der Reproduktion des Lebens... Es hinterläßt eine zutiefst moralische, tragische Stimmung. Es ist eine nicht wegzulöschende Lehre des Lebens.“³¹

Der Schriftsteller Vsevolod Garšin stellt — seine Eindrücke von der „Macht der Finsternis“ **zusammenfassend — fest, daß dies eine Tragödie** in des Wortes höchster Bedeutung sei, denn die wahre Tragödie rufe im Zuschauer Entsetzen und Mitgefühl hervor.³²

A. M. Gor'kij wies 1895/96, als das Verbot des Stückes in Rußland aufgehoben war, entschieden die Vorwürfe zahlreicher Rezensenten zurück, Tolstoj hätte die Farben zu sehr verdichtet und ein zu düsteres Bild gezeichnet. Unter den bestehenden gesellschaftlichen Bedingungen sei das Leben des Dorfes eben so, und Tolstojs großes Verdienst bestehe gerade darin, das Leben des russischen Dorfes ohne Schönfärberei dargestellt zu haben.³³

Fontanes Einschätzung des Stückes befindet sich – wie wir sehen – in vollem Einklang mit den Urteilen, die von Vertretern der russischen demokratischen Intelligenz über „Die Macht der Finsternis“ gegeben worden sind.

In seiner Besprechung der Aufführung des Dramas und in anderen Arbeiten bemerkt er, daß Tolstoj nicht nur Realist in des Wortes höchster Bedeutung sei, sondern auch großen Mut besaß, um sich den aktuellen und „brennenden“ Fragen seiner Zeit zuzuwenden. So spricht er in einer Rezension über die Aufführung der „Familie Selicke“ von Arno Holz und Johannes Schlaf in der „Freien Bühne“ am 7. April 1890 davon, die Dramen „Vor Sonnenaufgang“ von Gerhart Hauptmann und „Die Macht der Finsternis“ von Tolstoj seien „auf ihre Kunstart, Richtung und Technik hin angesehen keine neuen Stücke; die Stücke oder ihre Verfasser haben nur den Mut gehabt, in diesem und jenem über die bis dahin traditionell innegehaltenen Grenzlinien hinauszugehen“.³⁴

Fontane hatte erkannt, daß der Realismus in Tolstojs Drama nicht zuletzt davon abhing, daß sich der Autor den aktuellen, grundlegenden Fragen im Leben des russischen Volkes zugewandt hatte.

(Übersetzt von Gerhard Strozyk, Berlin)

Anmerkungen

- 1 Theodor Fontane, Sämtliche Werke, München: Nymphenburger Verlagshandlung, Bd. XXI/1 (1963), S. 497–499 und Bd. XXI/2 (1974), S. 741–743.
- 2 M. B. Chrapcenko, Lev Tolstoj kak chudoznik (Lev Tolstoj als Künstler), Moskau 1965, S. 215.
- 3 I. N. Uspenskij, Roman „Anna Karenina“. In: Tvorcestvo L. N. Tolstogo (L. N. Tolstojs Schaffen), Moskau 1954, S. 204.
- 4 Zitiert nach: F. M. Dostojevskij, Polnoe sobranie chudozestvennych proizvedenij, Moskau-Leningrad 1926–1930, Band XI, S. 423.
- 5 Das wurde u. a. von Eduard Engel in seiner Rezension über die Erzählung „L'Adultera“ (in: Magazin für die Literatur des In- und Auslandes, 1881, Nr. 7 vom 12. Februar) und von Wilhelm Lübke in der Besprechung von „Cécile“ (in: Allgemeine Zeitung, Augsburg, Nr. 165 und 166 vom 16. und 17. Juni 1887) hervorgehoben.
- 6 Theodor Fontane, Briefe. Ausgew. von Gotthard Erler, Berlin und Weimar 1968, Bd. 2, S. 383.
- 7 Walter Müller-Seidel, Gesellschaft und Menschlichkeit im Roman Theodor Fontanes. In: Heidelberger Jahrbücher 4 (1960), S. 121.
- 8 Peter Meyer, Die Struktur der dichterischen Wirklichkeit in Fontanes „Effi Briest“. Diss. München 1961, S. 86.
- 9 H. W. Seiffert/Ch. Laufer, Fontanes „Effi Briest“ und Spielhagens „Zum Zeitvertreib“. In: Studien zur neueren deutschen Literatur, Berlin 1964, S. 263.
- 10 I. N. Uspenskij, Roman „Anna Karenina“. In: Tvorcestvo L. N. Tolstogo, Moskau 1954, S. 207.
- 11 Zitate aus „Anna Karenina“ sind der Ausgabe entnommen: Lew Tolstoj, Gesammelte Werke in 20 Bänden, 2. Aufl., Bd. 6 und 7, Berlin 1967. Die Schreibweise der Personennamen aus „Anna Karenina“ und „Der Tod des Iwan Iljitsch“ folgt dieser Ausgabe.
- 12 Die Zitate aus „Effi Briest“ sind der Ausgabe entnommen: Theodor Fontane, Romane und Erzählungen, Bd. 7, Berlin und Weimar 1969.
- 13 M. B. Chrapcenko, Lev Tolstoj kak chudoznik, Moskau 1965, S. 171.
- 14 V. Ermilov, Roman L. Tolstogo „Anna Karenina“, Moskau 1963, S. 60.
- 15 I. N. Uspenskij, Roman „Anna Karenina“. In: Tvorcestvo L. N. Tolstogo, Moskau 1954, S. 261.

- 16 Theodor Fontane, Briefe, Bd. 2, S. 407.
- 17 I. N. Uspenskij, Roman „Anna Karenina“. In: Tvorcestvo L. N. Tolstogo, Moskau 1954, S. 261.
- 18 Ebenda.
- 19 Hellmuth Barnasch, Zur Analyse der Komposition: Fontanes „Effi Briest“. In: Deutschunterricht 6 (1953) 12, S. 646.
- 20 Moskovskje cerkovnye vedomosti, 1887, Nr. 10, S. 160.
- 21 S. Vasil'ev, Teatral'naja chronika (Theaterchronik), Saison 1895/96, S. 76–79.
- 22 Nabljudatel' (Der Beobachter), 1887, Nr. 3, S. 5.
- 23 Zitiert nach: Julius Elias, Henrik Ibsen und „Die Macht der Finsternis“. In: Beiträge zur Literatur- und Theatergeschichte. Ludwig Geiger zum 70. Geburtstag. Berlin 1918, S. 468.
- 24 Bjuulleteni literatury i zizni (Bulletins aus Literatur und Leben), 1912, Nr. 8, S. 330 f. und: A. A. Gvozdev, Zapadno-evropejskij teatr na rubeze XIX i XX stoletij (Das westeuropäische Theater an der Grenze des 19. und 20. Jahrhunderts), Moskau-Leningrad 1939, S. 82.
- 25 Theodor Fontane, Briefe an Georg Friedlaender. Hrsg. und erläutert von Kurt Schreinert, Heidelberg 1954, S. 121.
- 26 Theodor Fontane, Schriften zur Literatur. Hrsg. von H.-H. Reuter, Berlin 1960, S. 180.
- 27 L. Tolstoj i V. V. Stasov, Perepiska (Briefwechsel), Leningrad 1929, S. 76.
- 28 I. A. Goncarov, Sobranie socinenij (Gesammelte Werke), Moskau 1952, Bd. 8, S. 495 f. (Brief an L. Tolstoj vom 2. August 1887).
- 29 Russkoe bogatstvo (Russischer Reichtum), 1887, Nr. 4, S. 115 f.
- 30 Vl. I. Nemirovic-Dancenko, Iz proslogo (Aus der Vergangenheit), Moskau 1936, S. 357.
- 31 I. E. Repin i L. N. Tolstoj, Moskau-Leningrad 1949, Bd. 1, S. 13.
- 32 Pamjati V. M. Garsina (Zum Gedenken an V. M. Garsin), Petersburg 1889, S. 102.
- 33 M. Gor'kij, Sobranie socinenij v tridcati tomach (Gesammelte Werke in 30 Bänden), Bd. 23, Moskau 1953, S. 105.
- 34 Theodor Fontane, Schriften zur Literatur, S. 213. – Vgl. auch: Christa Schultze, Theodor Fontane als Kritiker der ersten deutschen Aufführung von L. N. Tolstoj's „Macht der Finsternis“ (1890). In: Zeitschrift für Slawistik, H. 1, Berlin 1978.

Hans-Werner Klünner (Berlin/West)

Theodor Fontanes Wohnstätten in Berlin

Im September 1833 kam der Neuruppiner Gymnasiast Theodor Fontane nach Berlin, um hier die von Karl Friedrich von Klöden geleitete städtische Gewerbeschule zu besuchen. Mit dem Datum vom 1. Oktober ist der Dreizehnjährige im Aufnahmebuch der Schule eingetragen. Somit hat Theodor Fontane bis zu seinem Tode am 20. September 1898 fast genau auf den Tag 65 Jahre in Berlin gelebt, nur unterbrochen von den Aufenthalten in Burg bei Magdeburg 1840, Leipzig, Dresden und Lettschin von April 1841 bis April 1844 und Juli 1846 bis September 1847, sowie England von April bis September 1852 und August 1855 bis Januar 1859. In diesen sechseinhalb Jahrzehnten hat er den Aufstieg Berlins von der biedermeierlichen Residenz zur Reichshauptstadt und Weltstadt miterlebt wie kaum ein anderer. Die Stätten, an denen er wohnte und wirkte, sind diesem Aufstieg zum Opfer gefallen oder wurden im zweiten Weltkrieg zerstört. Nur eine, das ehemalige Bethanien-Krankenhaus, ist erhalten. So sind z. B. von den siebzehn Wohn-

stätten Fontanes neun zugunsten von Neubauten abgerissen und acht zerstört worden; von den vier Apotheken, an denen er tätig war, wurden drei durch Neubauten ersetzt, und nur die Apotheke im Bethanien-Krankenhaus blieb bis in unsere Tage unverändert erhalten.

Wo wohnte Theodor Fontane in Berlin, und was wissen wir über seine Wohnungen? Der Dichter hat in „Von Zwanzig bis Dreißig“ auch einiges über seine Wohnungen jener Jahre — bis 1850 — gesagt. Für die Zeit danach existierte einst ein eigenhändiges Manuskript: „Meine Wohnungen von 1850—1872“. Die fünfeinhalb Folioseiten umfassende Handschrift wurde am 9. Oktober 1933 in der unglückseligen Versteigerung des Fontane-Nachlasses bei Meyer & Ernst unter der Katalognummer 629 zum Schätzpreis von 40,— RM angeboten und ging für 32,— RM in Privatbesitz über. Seitdem ist sie nicht wieder aufgetaucht, so daß sie als verloren gelten kann. Die wichtigste Quelle für unsere Kenntnis der Wohnungen Fontanes sind somit die Briefe mit ihren Absender- und Empfängerangaben. Ohne diese ließen sich seine vielen Wohnstätten nicht ermitteln, da die Wohnungsanzeiger jener Zeit die Untermietverhältnisse und kurzfristige Mietverhältnisse nicht registrieren. Die Briefe enthalten auch — wenig zahlreiche — Äußerungen des Dichters über seine Wohnungen. Sie sind jedoch nicht so ausführlich, als daß man sich ein umfassendes Bild machen könnte. Lediglich über die letzte Wohnung sind wir ziemlich gut unterrichtet dank der Mitteilungen des jüngsten Sohnes, Friedrich Fontane. Einige Einzelheiten über die Höhe der Mieten u. ä. enthalten die zum Teil erhaltenen Wirtschaftsbücher Emilie Fontanes. Sie befinden sich im Theodor-Fontane-Archiv und sind bis auf geringfügige Details noch unveröffentlicht. Aus den Lebenserinnerungen Theodor Fontane, jr., des zweiten Sohnes des Dichters, machte uns dessen Enkelin, Frau Ursula von Forster, den die Dichterwohnungen betreffenden Abschnitt zugänglich, so daß wir ihn dieser Arbeit einfügen können.

Von 1833 bis 1850.

Im Herbst 1833 wohnte Theodor Fontane nicht sehr weit von seiner Schule entfernt im Hause *Wallstraße 73* in einer Schülerpension Badke. Es war eines der alten Häuser der Berliner Vorstadt „Neu-Kölln“, die im 17. Jahrhundert entstanden war, und wurde 1873 zugunsten eines Neubaues abgerissen. Der Weg zur Schule führte durch die *Wallstraße* über den *Spittelmarkt* in die *Niederwallstraße*, wo sich seit 1826 die städtische Gewerbeschule im Hause Nr. 12 befand. Es war 1738 auf der Stelle des alten Leipziger Tores der kurfürstlichen Befestigungsanlagen für den General von Bauvrye erbaut worden. Nach diesem gehörte es dem Kabinettsminister Friedrichs II., Gutsherrn von Britz und Wiederentdecker des Landbuches Karls IV., Ewald Friedrich von Hertzberg.

Ab Januar 1834 lebte der nunmehrige Realschüler bei seinem Onkel August, einem Halbbruder seines Vaters, im Hause *Burgstraße 18*. Es war dies ein dreigeschossiges Haus dicht neben der Kriegsakademie und gegenüber dem Stadtschlo. August Fontane betrieb hier ein Maluten-

siliengeschäft, die Wohnung der Familie lag im zweiten Stockwerk. Das Haus war eigentlich ein Hintergebäude von Heilige-Geist-Straße 14, um 1700 erbaut und gehörte damals einem Dr. Bietz, welcher u. a. Theaterarzt des Königsstädtischen Theaters war. 1826 war es umgebaut worden, 1894/95 wurde es zusammen mit dem Nachbarhaus zugunsten eines Geschäftshausneubaues abgebrochen. Theodor Fontane schildert das Leben hier, sein Zimmer, seine Mitbewohner, unter denen der spätere Maler und Ornithologe Heinrich Gaetke war, und besonders die unübertreffliche Aussicht aus dem Fenster der ‚Guten Stube‘ in seinen Erinnerungen:

„Das unter Umständen als Repräsentationsraum dienende größere Zimmer wurde wenig benutzt und kam eigentlich nur als eine Art Belvedere für uns in Betracht. An Sommerabenden lagen wir hier im Fenster und sahen die Spree hinauf und hinunter. Es war mitunter ganz feenhaft und wer dann von der ‚Prosa Berlins‘, von seiner Trivialität und Häßlichkeit hätte sprechen wollen, der hätt' einem leid tun können. In dem leisen Abendnebel stieg nach links hin das Bild des Großen Kurfürsten auf und dahinter das Schleusenwerk des Mühlendamms, gegenüber aber lag das Schloß mit seinem ‚Grünen Hut‘ und seinen hier noch vorhandenen gotischen Giebeln, während in der Spree selbst sich zahllose Lichter spiegelten.“

Man sieht, wie tief beeindruckt das jugendliche Gemüt des Dichters gewesen sein muß, daß er nach sechzig Jahren, beim Niederschreiben seiner Erinnerungen noch solche begeisterten Worte fand. Er irrt zwar, wenn er vom ‚Schleusenwerk des Mühlendamms‘ schreibt, denn damals standen noch die alten im Jahre 1838 abgebrannten Mühlengebäude und die Schleuse gab es erst seit 1893, aber der romantische Zauber der Spreeseite des alten Schlosses berührte auch uns, selbst als es schon Ruine war.

Aus dieser bevorzugten Wohngegend zog Onkel August zu Ostern 1835 als ‚Trockenwohner‘ in einen Neubau in der *Großen Hamburger Straße*. Fontane hat auch diese Episode des Abstiegs des Onkels in seinen Erinnerungen festgehalten:

„Dieser Neubau war ein Doppelhaus, dessen gemeinschaftlicher Hof durch eine traurig aussehende niedrige Mauer in zwei Längshälften geteilt wurde. Trotzdem alles ganz neu war, war alles auch schon wieder wie halb verfallen, häßlich und gemein, und wie der Bau, so war auch — ein paar Ausnahmen abgerechnet — die gesamte Bewohnerschaft dieser elenden Mietskaserne. Lauter gescheiterte Leute hatten hier als Trockenwohner ein billiges Unterkommen gefunden: arme Künstler, noch ärmere Schriftsteller und bankrotte Kaufleute, namentlich aber Bürgermeister und Justizkommissarien aus kleinen Städten, die sich zur Kassenfrage freier als statthaft gestellt hatten. Eine Gesamtgesellschaft, in die, was mir damals glücklicherweise noch ein Geheimnis war, mein

entzückender Onkel August — er war wirklich entzückend — durchaus hineingehörte. Wir wohnten Parterre. Das von mir bezogene Zimmer, das so feucht war, daß das Wasser in langen Rinnen die Wände hinunterlief, lag schon in einem uns von dem alten Judenkirchhof abtrennenden Seitenflügel, welcher letzterer sich, nachdem man einen kleinen, sich einschiebenden Zwischenflur passiert hatte, weit nach hinten zu fortsetzte. Was in diesem letzten Ausläufer des Seitenflügels alles zu Hause war, war mehr interessant als schön.“

Man hat immer angenommen, daß es sich hier um das Haus Große Hamburger Straße 25 gehandelt habe, das an den Jüdischen Friedhof anstößt. Abgesehen davon, daß das zur Zeit Fontanes hier stehende Haus nur klein war und keinen Seitenflügel besaß, wurde das heute hier stehende Haus 1863 erbaut. Sein Seitenflügel stößt auch nicht an den Friedhof an. Hier also kann die Wohnung nicht gelegen haben. Vielmehr handelt es sich um das Doppelhaus Nr. 30/30a, wie es auch der Wohnungsanzeiger für 1836 ausweist. Das Haus war 1834/35 erbaut worden und gehörte dem Kaufmann Johann Peter Tondeur. Nach dessen Tode im Jahre 1842 wurde durch Erbgang das Nachbarhaus Nr. 30a abgeteilt. 1885 kamen beide Häuser in den Besitz der Sophiengemeinde; 1904/05 wurden sie zusammen mit den Nachbarhäusern abgerissen und die jetzt noch stehenden repräsentativen Wohnhäuser erbaut, die einen Durchblick auf den schönen Turm der Sophienkirche freilassen.

Theodor Fontane irrt in seinen Erinnerungen insofern, als er meint, die Hinterhäuser grenzten an den Jüdischen Friedhof; das war nicht der Fall, sie grenzten an den Sophien-Kirchhof. An anderer Stelle in „Von Zwanzig bis Dreißig“ berichtet er, daß ein Mitbewohner des Hauses und Freund der Familie der Commissionsrat Kummer gewesen sei. Dessen Adoptivtochter war Emilie-Rouanet-Kummer, die spätere Frau des Dichters. Schon hier hatte er sie kennengelernt. Damals war auch Hermann Scherz, ein Gutsbesitzerssohn aus dem Ruppinschen, mit dem Fontane eine lebenslange Freundschaft verbinden sollte, ein Mitbewohner der Onkel Augustschen Wohnung.

Aus den trüben Verhältnissen bei Onkel August wurde der Jüngling erlöst durch den Eintritt als Lehrling in Wilhelm Roses Apotheke ‚Zum weißen Schwan‘ in der Spandauer Straße 77/Ecke Heidereitergasse, am 1. April 1836. Wie es damals üblich war, wohnten Gehilfen und Lehrlinge im Hause des Prinzipals. So hatte auch Fontane ein Zimmer im Seitenflügel des Roseschen Hauses. Wilhelm Rose war seit 1818 im Besitz der Apotheke. Vorher hatte sie schon seinem Vater und Großvater gehört. Nachdem er sie 1845 verkauft hatte, starb er am 8. April 1847. In den fünfziger Jahren wurde das Haus neu gebaut; später bekam es bei einer Umnummerierung der Spandauer Straße die Nr. 40. Der letzte Vorkriegsbesitzer verlegte die Apotheke schließlich 1939 wegen der Abbruchpläne für die ‚Neugestaltung Berlins‘ in die Rosenstraße.

Nach vorfristiger Beendigung der Lehrzeit am 9. Januar 1840 blieb Fontane noch bis zum Herbst bei Rose und ging dann nach Burg bei

Magdeburg in die Kannenbergsche Apotheke. Das Leben in Burg langweilte ihn jedoch, und so sehen wir ihn schon am 30. Dezember 1840 wieder nach Berlin zurückkehren. Hier erkrankte er am 3. Januar 1841 an Nervenfieber. Die siebenwöchige Krankheitszeit verbrachte er im Zimmer seines Freundes Fritz Esselbach, der als ‚Chambregarnie‘ in der Alten Jakobstraße wohnte. Da der Name von Esselbachs Wirtin nicht überliefert ist, ist eine exakte Hausangabe nicht möglich. Diesem Freund, dem er mit seiner Erkrankung große Ungelegenheiten bereitet hatte, widmete Fontane in seinen Erinnerungen einige Seiten und entriß ihn so der Vergessenheit.

Nach mehrjähriger Tätigkeit in Leipzig, Dresden und in der Apotheke des Vaters in Letschin kam Fontane zu Ostern 1844 wieder nach Berlin zurück, um hier seiner Militärdienstpflicht nachzukommen. Am 1. April trat er als Einjährig-Freiwilliger in das Kaiser-Franz-Garde-Grenadier-Regiment Nr. 2 ein. Er wurde dem II. Bataillon zugeteilt, das seine Kaserne in der Neuen Friedrichstraße 5–8 (heute Littenstraße) hatte. Sie wurde 1915 abgerissen und hier die Voltairessestraße als Verbindung zur Alexanderstraße durchgelegt. Als ‚Einjähriger‘ brauchte Fontane nicht in der Kaserne zu wohnen. So finden wir ihn zu Beginn der Militärzeit, im April 1844, im Hause *Klosterstraße 64, 2 Treppen*, und im Herbst, als Unteroffizier, in einem Mansardenzimmer im Hause *Jüdenstraße 55*. Das Haus Klosterstraße 64 mußte 1904 einem Geschäftshausneubau weichen, der allerdings – gegenüber dem Haus des Ministerrates – noch erhalten ist. Das Haus Jüdenstraße 55 an der Ecke der jetzt verschwundenen Sieberstraße wurde im zweiten Weltkrieg zerstört.

In die Militärzeit fielen Fontanes erster, zweiwöchiger Aufenthalt in England und sein Eintritt als Mitglied in die Dichtervereinigung ‚Tunnel über der Spree‘ am 29. September 1844. Noch heute könnte uns Schinkels ‚Neue Wache‘, das heutige Ehrenmal für die Opfer des Faschismus und Militarismus, Unter den Linden, an jenen Tag im Mai 1844 erinnern, an dem hier Hermann Scherz seinem Freunde Fontane das sensationelle Angebot auf kostenlose Reisebegleitung nach England machte.

Nach Beendigung seines Dienstjahres und kurzem Aufenthalt in Letschin trat Fontane am 24. Juni 1845 in die ‚Polnische Apotheke‘ des Medizinalrates J. E. Schacht – Friedrichstraße 153a/Ecke Mittelstraße – ein, in der er bis zum 30. Juni 1846 blieb. Auch hier wohnte er, der Gepflogenheit entsprechend, im Hause des Prinzipals. Der Dichter sagte hierzu:

„Was Wohnung und dergleichen anging, so stand alles dies hinter Leipzig und Dresden, wiewohl wir auch da in diesem Punkte nicht verwöhnt worden waren, um ein gut Teil zurück; es wurde das aber durch die sogenannte ‚Prinzipalität‘ wieder ausgeglichen. Medizinalrat Schacht und Frau waren, er durch Charakter, sie durch Liebenswürdigkeit und französischen Esprit – sie entstammte einer magdeburgischen Refugiéfamilie – ausgezeichnet.“

Die ‚Polnische Apotheke‘ wurde am 6. Mai 1682 für die erst 1674 neu angelegte Dorotheenstadt privilegiert. Die Herkunft des Namens ist

unklar, könnte aber auf einen Besuch Augusts des Starken, des Königs von Polen, in Berlin zurückgehen. Julius Eduard Schacht war seit dem 1. April 1833 Besitzer der Apotheke. 1838 hatte er das Haus neu errichten lassen, das bis 1898 stand und dann unter seinem Sohn einem Neubau weichen mußte, der von dem Architekten Alfred Breslauer in zwei Bauabschnitten von 1898 bis 1902 errichtet wurde. Dieses Haus steht – zur Verbreiterung des Bürgersteiges mit Kolonnaden versehen – noch heute, und beherbergt neben der Dorotheenstädtischen Apotheke die Ägyptische Botschaft in der DDR.

Lehrling an der Apotheke war zu Fontanes Zeit der Rostocker Apothekerssohn Friedrich Witte, der 1854 die Tochter Anna des Prinzipals heiratete. Auch mit diesem Paar war Fontane durch eine lebenslange Freundschaft verbunden.

Am 8. Dezember 1845 hatte Theodor Fontane sich mit Emilie Rouanet-Kummer verlobt, und es mußten ernsthafte Zukunftspläne gemacht werden. Nach Beendigung der Kondition bei Schacht wollte Fontane sich auf das Apothekerexamen vorbereiten. Er wohnte deshalb wieder bei seinem nach Berlin zurückgekehrten Onkel August in der *Dorotheenstraße 60*. Hierüber lesen wir in „Von Zwanzig bis Dreißig“:

„Ich hatte mich, als ich meine Studien anfang, in der Dorotheenstraße seßhaft gemacht, und zwar in einem vergleichsweise neuen Hause, das dem in der Turnervelt gekannten und gefeierten Eiselen gehörte. Meine Wohnung lag zwei Treppen hoch, und wenn ich von meinem Hinterzimmer aus in Schräglinie nach einer im ersten Stock gelegenen Küche sah, sah ich da neben dem einen Küchenfenster einen großen Eisenarm vorspringen, an dem regelmäßig allerlei gute Dinge hingen: Bekassinen, Kapaune, Rehziemer, auch Körbe mit Obst und Gemüse, namentlich Artischokken. Es wohnte da der durch seine Juristerei, seine Gourmandise und seine plattdeutschen Gedichte gleich berühmte Präsident Bornemann...“

Der Turnlehrer Ernst Wilhelm Bernard Eiselen starb schon im Jahre 1846, seinen Erben gehörte das Haus bis 1860. Unter dem neuen Besitzer wurde das dreistöckige Haus 1863 um ein Stockwerk erhöht und stand in dieser Form bis zur Zerstörung im zweiten Weltkrieg. 1882 wurde westlich benachbart das Haus der Kriegsakademie durch Franz Schwechten erbaut.

Beim Onkel fand Fontane die gewünschte Ruhe nicht, so daß er sich vom Herbst 1846 bis September 1847 wieder beim Vater in Letschin aufhielt. Das Apotheker-Examen wurde am 2. März 1847 bestanden, und der Achtundzwanzigjährige konnte als approbierter Apotheker an den Erwerb eines Geschäftes denken. Nicht zuletzt wegen des Fehlens jeglicher Geldmittel zerschlugen sich jedoch jetzt sowie auch später alle Ankaufspläne für eine eigene Offizin.

Am 1. Oktober 1847 trat Fontane als 1. Apotheker in die Jung'sche Apotheke ‚Zum schwarzen Adler‘ – *Neue Königstraße 50/Ecke Georgen-*

kirchplatz — ein. In einem Brief an seinen Freund Wilhelm Wolfsohn schreibt er über seine Unterkunft im Hause des Prinzipals die für jene Zeit bezeichnenden Sätze:

„...Hast Du denn aus den Leipziger und Dresdner Tagen her ganz vergessen, daß ein conditionierender Giftmischer ähnlich wohnt wie der Salzhering in der Tonne?! Mein lieber Wolfsohn, so himmlisch ich es mir denke, mit Dir ein Stück Leben zusammen leben zu können, so unmöglich ist es doch: ich bewohne eine Schandkneipe, einen Hundestall, eine Räuberhöhle mit noch zwei andern deutschen Jünglingen und habe keine freie Verfügung über diese Schlafstelle, die viel vor Erfindung dessen, was man Geschmack, Eleganz und Comfort heißt, vermuthlich von einem Vandalen erbaut wurde.“

Der Apothekenbesitzer Jean Auguste Ferdinand Jung — obwohl ebenfalls einer Refugiéfamilie entstammend, kommt hier in kein gutes Licht. Wo Fontane sich tatsächlich zu Hause fühlte, zeigt seine Adresse aus jener Zeit: Bei Rat Kummer, Berlin, Zimmerstraße Nr. 2, p. Es war die Adresse seiner Braut! In der Jung'schen Apotheke erlebte er die in „Von Zwanzig bis Dreißig“ ausführlich geschilderten Ereignisse der Märzrevolution von 1848. Viele der Häuser, die in jenen Tagen eine Rolle spielten, wurden infolge der Umgestaltung des Alexanderplatzes in den Jahren 1927 bis 1931 abgebrochen, so als letztes im August 1931 auch das Haus mit der Apotheke ‚Zum schwarzen Adler‘. Das alte Apothekenhaus aus der Zeit Fontanes war schon in den Gründerjahren einem Neubau gewichen.

Auf Anerbieten des der Mutter befreundeten Pastors Schulz von der *Diakonissenanstalt Bethanien* nahm Fontane dort im Juni 1848 eine Stellung als Apotheker und Ausbilder zweier Diakonissen als Apotheker-Schwestern an. Hier lernte er u. a. den später so berühmt gewordenen Chirurgen Robert Wilms kennen. Er hatte von dessen Wohnung im Parterre des links vom Hauptgebäude liegenden Arztwohnhauses zwei Zimmer inne. Über diese Zeit hinaus hatte sich nur ein loser Kontakt zu Wilms erhalten. Vielleicht sagt Fontanes Urteil über ihn alles:

„Er hatte keine Spur von Witz und Humor und entbehrte alles geistig Darüberstehenden. Er wurde nur groß, wenn er das Seziermesser in die Hand nahm.“

Am 30. September 1849 endete Fontanes Tätigkeit in Bethanien. Fünfteljahre einer Zeit, die der Dichter später als seine angenehmsten betrachtet hatte. Damit war aber auch die Apothekerlaufbahn beendet. Der Entschluß, sich „auf jede Gefahr hin, auf die eignen zwei Beine zu stellen“ wurde gefaßt:

„Nicht Leichtsinn oder Großmannssucht war für mich das Bestimmende, sondern einfach Zwang und Drang der Verhältnisse, nüchternes Erwägen, und so nahm ich denn meine sieben Sachen und übersiedelte nach einer in der Luisenstraße gemieteten, an einer hervorragend prosaischen Stelle gelegenen Wohnung, dicht

neben mir die Charité, gegenüber die Tierarzneischule. Mein Dreitreppenhochzimmer hatte natürlich jenes bekannte Seegrassofa, dessen schwarzgeblümter und außerdem stichlicher Wollstoff nur deshalb nicht mehr stach, weil schon so viele drauf gelegen hatten. Die Wirtin war ein Mustertyp der damaligen Berliner Philöse: blaß, kränklich, schmuddlig und verhungert. Über mir, auf dem Boden, war noch eine Mansardenstube, drin ganz arme Leute wohnten, die, wenn ich arbeiten wollte, gerade ihr Holz spellten, um aus einem Scheit ein Dutzend zu machen. Es waren aber gute Menschen, denn als ich ihnen sagte: ‚Das Holzspellen führe mir immer so in den Kopf‘, ließen sie’s, ein Fall, den ich, als einzig dastehend in meinen Berliner Mieterfahrungen, hier doch notieren muß. Der richtige Berliner klopft dann erst recht. ‚Was der sich einbildet‘...“

Das Haus *Luisenstraße 12* war wie die benachbarten Häuser auf der Charitéseite in den Jahren 1840/41 erbaut worden. Der Architekt war Ludwig Hesse, der Erbauer der gegenüberliegenden Tierarzneischule. Nr. 12 wurde zusammen mit Nr. 11 und 13 im Jahre 1909 abgebrochen, um dem Neubau der Hals-, Nasen- und Ohrenklinik der Charité Platz zu machen, die sich jetzt noch hier befindet.

Seinem Freund Bernhard von Lepel schreibt Fontane am 5. Oktober 1849 über sein Zimmer seine trübe Stimmung:

„Da sitz’ ich denn wieder, und koste die Reize des ‚Chambre garnie‘. Die knarrende Bettstelle, die mitleidsvoll aus den Fugen geht, um einer obdachlosen Wanzenfamilie ein Unterkommen zu bieten, — der wankelmüthige Nachttisch, — das geviertheilte Handtuch, — die stereotypen Schildereien: Kaiser Nicolaus, und Christus am Kreuz, alles ist wieder da, mir Auge und Herz zu erquicken. O, es ist schön! Kannst Du mir nicht sagen, mein lieber Lepel, warum ich zu gar nichts komme? Ich mache so geringe Ansprüche, und doch, — selbst das Kleinste wird mir verweigert. 400 Thaler, worauf mit Recht der Spruch erfunden ist: ‚zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel‘ ersehne ich nun schon seit Jahr und Tag, und obschon ich gar nicht wählerisch bin, obschon ich all und jede Subaltern-Stellung, die nicht besondere Fachkenntnisse erheischt, mit Freuden annehmen würde, dennoch ist es nicht möglich, auch nur ein solches Minimum zu ergattern.“

Des Dichters verzweifelte Stimmung hielt zwar nicht dauernd an, aber die ersehnte Stellung, die ihm die Basis für die Gründung eines eigenen Hausstandes geben sollte, erhielt er erst im August 1850 mit der durch seinen väterlichen Freund Wilhelm von Merckel ausgesprochenen Berufung als Lektor in das Literarische Kabinett beim preußischen Innenministerium. Endlich wurde die Heirat möglich. Über seine Hochzeit lassen wir am besten Fontane selbst sprechen:

„Am 15. Oktober war Polterabend gewesen, am 16. war Hochzeit. Ich habe viele hübsche Hochzeiten mitgemacht, aber keine hübs-

schere als meine eigne. Da wir nur wenig Personen waren, etwa zwanzig, so hatten wir uns auch ein ganz kleines Hochzeitslokal ausgesucht, und zwar ein Lokal in der Bellevuestraße — schräg gegenüber dem jetzigen Wilhelmsgymnasium —, das ‚Bei Georges‘ hieß und sich wegen seiner ‚Spargel und Kalbskoteletts‘ bei dem vormärzlichen Berliner eines großen Ansehns erfreute. Dem Gastmahl voraus ging natürlich die Trauung, die zu zwei Uhr in der Fournierschen Kirche, Klosterstraße, festgesetzt worden war. Alles hatte sich rechtzeitig in der Sakristei versammelt, nur mein Vater fehlte noch und kam auch wirklich um eine halbe Stunde zu spät. Wir waren, um Fourniers willen, in einer tödlichen Verlegenheit. Er aber, ganz feiner Mann, blieb durchaus ruhig und heiter und sagte nur zu meiner Braut: ‚Es ist vielleicht von Vorbedeutung — Sie sollen warten lernen‘.“

Von 1850 bis 1857.

Das junge Ehepaar hatte seine erste gemeinsame Wohnung im Hause *Puttkamerstraße 6, eine Treppe*. Die Straße war erst 1845 zur besseren Verbindung zwischen Wilhelm- und Friedrichstraße angelegt worden. Es standen noch nicht viele Häuser, auch Fontanes Wohnhaus war erst 1847 erbaut worden; es gehörte einem Holzhändler Krüger. Nach der Erinnerung von Elise Weber, Fontanes jüngster Schwester, bewohnte das Ehepaar eine Vier-Zimmer-Wohnung, welche etwa 400 Taler Jahresmiete gekostet haben soll. Wenn auch die 40 Taler Monatsalar, die Fontane als Lektor bezog, keine großen Sprünge erlaubten, so erschien doch das Glück fast vollkommen, wie der heitere Brief an seinen Freund Friedrich Witte am 1. November 1850 zeigt:

„Ich schreibe Ihnen beim hellen Schein Ihrer Stobwasser'schen Lampe, für die ich mich — eingedenk der Talgmöpfe, die ich noch vor sechs Wochen brannte — gedrunken fühle, wiederholentlich hiermit meinen Dank auszusprechen... Nun aber wollen Sie wohl erfahren, wie's dem jungen Ehepaare geht. Nun, bis jetzt liegt kein Grund zur Klage vor; die Wohnung ist reizend, das tägliche Brot erscheint, gut zubereitet, als ‚Gemüse und Fleisch‘ auf dem zweigedeckten Tisch, die Betten (nichts Unerhebliches im Ehestande, wie Sie wohl gehört haben werden) sind mit Hülfe von Matratzen und Sprungfedern so bequem wie möglich, an Ruhe fehlt es nicht und an Arbeit auch nicht (dieser letztere Satz bezieht sich auf mein Leben im allgemeinen und nicht etwa auf die Betten), so daß ich — da sich das lachende Gesicht meiner Frau nur selten in Schmollfalten legt — ein undankbarer Esel sein müßte, wenn ich nicht voll Freude und Zufriedenheit sein wollte. Dann und wann beschleicht mich die ängstliche Frage: ‚Wie aber, wenn es mit deiner Lektorschaft plötzlich ein Ende nimmt?‘, doch hat ein bescheiden Stück Selbstvertrauen noch immer Kraft genug gehabt, der Frage mit einer tröstlichen Antwort zu begegnen...“

Seine Ahnung hatte den Dichter nicht getrogen: die Auflösung des Literarischen Büros zum 31. Dezember 1850 stellte das junge Paar vor eine trübe Zukunft; Fontane erklärte seiner Frau „daß nun jedes Hindernis beseitigt sei und das Hungern losgehen könne“. Um sich eine zusätzliche Einnahme zu verschaffen, eröffneten sie zu Ostern 1851 eine Schülerpension in ihrer Wohnung. Die hierin gesetzten Erwartungen erfüllten sich nicht, der Ärger mit den rüpelhaften Jungen war für die junge Frau — die zudem ihr erstes Kind erwartete — zuviel. Die Schülerpension wurde aufgegeben, und die Familie bezog — nachdem noch in der Puttkamerstraße am 14. August der erste Sohn George geboren worden war — eine kleinere Wohnung in der *Luisenstraße 35* (heute Hermann-Matern-Straße), drei Treppen. Als Untermieter zog Freund Friedrich Witte mit ein. Die merkwürdige Situation in dieser Wohnung erwähnt Fontane schon in einem Brief an Witte vom 17. August 1851, in welchem er sich zuerst als neugebackener Vater vorstellt und dann weiter schreibt:

„Bei der Wahl unserer Wohnung haben wir Fritz Witten nicht aus dem Auge verloren und werden zu Michaeli in die Luisenstraße Nr. 35 (neben Ernst Schulze oder Rendant Müller, wo Sie mich mal hineinverschwinden sahn) übersiedeln. Sie erhalten ein sehr hübsches 2fenstriges u. geräumiges Zimmer, wenn Sie's wünschen auch noch eine 1fenstrige Stube daneben. Daß Sie durch mein Zimmer (das entreeartig ist und liegt) hindurch müssen, wird Sie — der Sie schwerlich allabendlich mit einem ‚Feger auf die Kneipe rücken‘ werden — kaum je genießen. ...“

Aus diesen Zeilen kann man ersehen, daß diese Wohnung auch nicht viel kleiner als die vorherige gewesen sein kann, denn wenn Witte zwei Zimmer mieten konnte — er wohnte bis 1853 dort — so mußten für Fontanes doch auch noch zwei Zimmer verblieben sein. Der Grund des Umzugs von Puttkamerstraße nach Luisenstraße wird also nicht die Größe der Wohnung, sondern eher die Höhe der Miete gewesen sein. Zweifellos war diese hier niedriger. Daß die Luisenstraßenwohnung auch vier Zimmer hatte, wird in einem Brief an Wilhelm Wolfsohn bestätigt, worin Fontane schreibt:

„...der beste Teil unserer Wohnung (Luisenstraße No. 35) ist Chambre garnie vermietet, und nur zwei Zimmerchen sind uns zu unsrer Verfügung.“

Das Haus war 1826 erbaut worden und gehörte damals dem Kreisphysikus Dr. Johann Daniel Karl Eduard Thümmel. Im Januar 1855 ging es an den Bäckermeister Friedrich Ferdinand Roeßler über. 1898 wurde es durch einen Geschäftshausneubau für die AEG ersetzt; nach einem Brand im Jahre 1928 erfolgte wiederum ein Neubau, der mit veränderter Fassade noch jetzt steht und von der Bewag genutzt wird. Fontanes wohnten hier vom 1. Oktober 1851 bis Ende September 1855. Die junge Familie durchlebte hier ihre schwersten Jahre. Die materielle Not des noch ungesicherten Schriftstellerdaseins war hier am größten,

aber auch die seelische Not, besonders für die junge Frau Emilie; brachte sie doch 1852, 1853 und 1855 Kinder zur Welt, die bald nach ihrer Geburt den Eltern schon wieder genommen wurden. In die Zeit dieser Wohnung fiel auch Fontanes zweiter England-Aufenthalt von April bis September 1852. Neben seiner Tätigkeit für das wieder ins Leben gerufene Literarische Cabinet beim Ministerpräsidenten und seiner zeitweiligen Tätigkeit als Schlußredakteur bei der ‚Preußischen Zeitung‘, die wegen des Emblems im Kopf auch ‚Adler-Zeitung‘ genannt wurde, gab Fontane noch Privatunterricht für die Töchter der Familien Flender und von Wangenheim. Letzteren blieb er in lebenslanger Freundschaft verbunden. Ab Herbst 1854 gab er auch Geschichtsvorträge bei zwei Offiziersfamilien seines früheren Regiments, die in der Holzmarktstraße im Osten Berlins wohnten. Fontane erinnerte sich später daran:

„An diese Vortragsabende möchte ich hier gleich noch ein Gespräch knüpfen, das ich damals mit meinem Freunde und Gönner Geheimrat Schnaase, führen durfte und das mir bei vorstehender Schilderung wieder in Erinnerung kommt. Ich war von meiner Wohnung (Luisenstraße) auf dem Wege nach der Holzmarktstraße, als mir mitten Unter den Linden Geheimrat Schnaase begegnete. ‚Nun, lieber Fontane, wohin?‘

‚Ich will nach der Holzmarktstraße. Es ist etwas weit; in der Regel fahre ich. Aber es ist heute so schönes Wetter.‘

‚In die Holzmarktstraße? Wie kommt denn das? Da wohnt ja niemand.‘

‚O, da wohnen sehr nette Leute.‘

Ich nannte ihm nun die Namen der beiden Offiziersfamilien und daß ich dort Geschichtsvorträge zu halten hätte; mein Freund Lepel, den er ja auch kenne, habe mir diese Einnahme verschafft. Er lachte. ‚Ist es denn wenigstens einträglich?‘

‚Ach, Herr Geheimrat, das kann ich nun freilich nicht sagen. An solchen Tagen wie heut’ wo man alles zu Fuß abmachen kann, nun, da geht es.‘

‚Aber wenn es regnet...‘

‚Ja, Herr Geheimrat, wenn es regnet. Und sonderbar, es regnet fast immer. Oder Ostwind, den ich nun mal nicht vertragen kann. Dann stellt es sich so: Droschke hin fünf Groschen, Droschke zurück fünf Groschen, Trinkgeld an den Diener fünf Groschen, Chemisethemd drei Groschen. An solchem Tag schließe ich dann jedesmal mit drei Groschen minus ab.‘

Er nickte, riet mir auszuhalten, so ginge es im Leben, und dann schieden wir.“

Ein Streiflicht auf die Verhältnisse in dem damals schon weiträumigen Berlin, in dem sich das Fehlen von preiswerten Massenverkehrsmitteln nachteilig bemerkbar zu machen begann. Aber bis zur Eröffnung der ersten Pferdebahnlinie sollte es noch elf Jahre dauern. Auch die damals schon bestehenden Omnibusgesellschaften brachten keine merklichen Verkehrsverbesserungen innerhalb der Stadt.

Im August 1855 reiste Theodor Fontane — diesmal in offiziellem Auftrag — wieder nach England, um in London eine Deutsch-Englische Presse-Korrespondenz aufzuziehen. Die Wohnung wurde zum 1. Oktober aufgegeben, und Frau Emilie zog mit dem Sohn zur Schwiegermutter nach Neuruppin. Die Absicht, diese Wohnung zu verlassen, hatten Fontanes schon ein Jahr früher gehabt, wie die Zeilen aus einem Brief des Dichters an seine Mutter vom 30. Dezember 1854 zeigen:

„Das Einzige, was mich in meiner Freude hätte stören können, ist Emiliens andauerndes Unwohlsein. Sie ist in beständiger Angst und so wie der Wind ein bischen bläst, steigert sich die Todesfurcht bis auf's höchste. Die Weihnachtstage sind uns dadurch verdorben worden; ich fürchtete sogar, sie würde das Nervenfieber bekommen. Die Wohnung ist ihr durch das ewige Windgeheul (was allerdings bei uns stärker ist als irgendwo in der Stadt) total verleidet und wir werden zu Michaeli wahrscheinlich ausziehen.“

Im Januar 1856 reiste die Familie dann ebenfalls nach London, kehrte aber schon Ende Mai wieder in die Heimat zurück. Nach einigem Suchen fand Frau Emilie dann durch Vermittlung der befreundeten Familie von Merckel eine Wohnung im Hause *Bellevuestraße 16*. Merckels wohnten dicht dabei „um die Ecke“ in der Potsdamer Straße 1. Bellevuestraße 16 war eine Villa, die 1836 von dem bekannten Architekten Eduard Knoblauch erbaut worden war. Als Fontanes dort wohnten, gehörte sie dem Geheimen Ober-Medizinal-Rat Dr. Casper. Die Miete für drei kleine Zimmer im Obergeschoß betrug lt. Wirtschaftsbuch 25 Taler und 15 Silbergroschen pro Quartal. Das Haus wurde 1907 für den Neubau des Hotels Esplanade abgebrochen.

In dieser Wohnung wurde am 3. November 1856 der fünfte Sohn, das zweite überlebende Kind, Theodor Fontane jr., geboren. Von Ende März bis Ende April 1857 weilte Theodor Fontane auf Urlaub in Berlin, um die erneute Übersiedlung der Familie nach London vorzubereiten, und Ende Juli traf Emilie mit den Kindern dann dort ein.

Von 1859 bis 1898.

Der Umschwung der politischen Verhältnisse in Preußen Ende 1858 beendete auch Fontanes Mission in London. Am 17. Januar 1859 traf er wieder in Berlin ein, während die Familie zwecks Auflösung des Haushalts noch in London verblieben war. Fontane stieg im ‚Hotel de Pologne‘, Dessauerstraße 38, ab, um von hier aus Wohnung, aber auch eine neue Stellung zu suchen; im ministeriellen Dienst oder als Redakteur. Das Quartier in der Dessauer Straße war wohl deshalb gewählt worden, weil Fontanes Freund Friedrich Eggers, Redakteur des Literaturblattes des ‚Deutschen Kunstblattes‘, dessen Nachfolge Fontane anzutreten hoffte, in der Nähe, in der Hirschelstraße 9 (später Königgrätzer Straße), wohnte. Auch viele andere Freunde zogen hierher, wie ja auch Fontane sich nie mehr ganz aus dieser Gegend lösen sollte. Das ‚Hotel de Pologne‘, das vom Dichter als „höhere Berliner Räuberhöhle“ bezeichnet wurde, hatte er verlassen und am 22. Januar eine

möblierte Wohnung im Hause *Dessauer Straße 31, drei Treppen*, gemietet. Die Miete für zwei Zimmer und eine Kammer betrug monatlich 12 Taler. Besonders gut scheint das Quartier aber nicht gewesen zu sein, denn schon drei Tage nach dem Einzug, am 25. Januar 1859, schreibt er an seine Frau: „Umzug hierher, neuer Ärger über miserable Wirtschaft, Commodité (dreckig und eigentlich entsetzlich) hinten auf dem Hof; Wohnungen suchen.“ Hier macht sich zum erstenmal Fontanes Abneigung gegen die Berliner Toilettenverhältnisse bemerkbar, wir werden ähnlichen Bemerkungen über „Commodité“ noch mehrfach begegnen. Das Haus *Dessauer Straße 31* war 1842 erbaut worden, vierstöckig und gehörte dem Klempnermeister August Ferdinand Woedicke. Im zweiten Weltkrieg ist es zerstört worden. Eine Bewohnerin des Hauses war 1859 die Witwe des General-Polizei-Direktors von Hinckeldey.

Anfang Februar 1859 kam auch Frau Emilie mit dem kleinen Theo nach Berlin, während George in London bei der befreundeten Familie Merington geblieben war. Emilie gefiel die möblierte Wohnung ganz und gar nicht, so daß sie zum nächstmöglichen Termin wieder aufgegeben wurde. Die Familie nahm für ein paar Tage in der Perlewitz'schen Pension Wohnung, die im Hause *Jerusalemer Straße 29/Ecke Kronenstraße* lag. Für ein paar Tage nur, deshalb, weil Theodor Fontane am 24. Februar nach München reisen sollte, wo seine früheren Berliner Freunde, vor allem Paul Heyse, ihm eine Stellung als Königlicher Privatbibliothekar verschaffen wollten. Emilie mit dem Kind blieb solange in Neuruppin bei der Schwiegermutter. Die Münchener hatten zwar den besten Willen, aber das Unternehmen scheiterte, weil keine Stelle frei war, d. h. der Inhaber derselben war nicht gesonnen, sie zugunsten Fontanes zu räumen. Nach dem Münchener Fehlschlag kehrte Fontane am 28. März über Leipzig nach Berlin zurück und nahm für einige Tage wieder in der Perlewitz'schen Pension Wohnung, vom 20. März bis 5. April. Am 6. April zog man in eine schon von Frau Fontane ausgewählte Sommerwohnung in der *Potsdamer Straße 33*. Fontane schreibt darüber am 8. April 1859 an Paul Heyse:

„Onkel Stracks Petrikirche, die freilich in die Fenster von Perlewitz' Hôtel garni hineingrüßte, hätte mich fast um den Empfang Deines Briefes vom 4. d. M. gebracht. Du hattest nämlich das Faktum außer acht gelassen, daß Kirchtürme mehr in die Ferne als in die Nähe grüßen, und hattest das Perlewitzsche Hotel ohne weiteres an den Petriplatz verlegt, während es kaum bis zum Dönhofsplatz vorgedrungen ist. — Diese Zeilen erhältst Du von einer geweihteren Stätte aus, aus unsrer *Sommerwohnung*. Hosemann hat mal ein Bildchen gemalt unter dem Titel ‚Berliner Sommerwohnung‘; es besteht überwiegend aus einem Bretterzaun, *hinter* demselben erhebt sich ein frisch gepflanzter Apfelbaum, dessen kunstbeschnittene, laublose Äste nicht wissen, ob sie leben oder sterben sollen, *vor* dem Zaun, im Schatten dieser jungen Anpflanzung, sitzt ein Berliner Sommerwohner und müht sich, die weit aufgeschlagene ‚Vossische Zeitung‘ doppelt zu verwerten,

als Schutzdach und höheres Bildungsmittel. Die Erinnerung an dies Bild will mir nicht aus der Seele, seit wir hier im Grünen sitzen. Zunächst bleibt uns nur der Trost, dem Lande doppelte Steuern zu entrichten, nämlich die städtische Schlacht- und Mahlsteuer, weil wir uns aus Berlin verproviantieren, und die ländliche Einkommensteuer, weil wir bereits zu Schöneberg gehören. Vor der letzteren Steuer wird mich auch die Fraglichkeit meines Einkommens kaum bewahren.

Sonnabend, 9.

Gestern abend, als ich eben meinen Brief an Dich beendet hatte, kam Lepel, trank Tee mit uns und plauderte so lange, daß er schließlich, um aus dem umzäunten Bann der Sommerwohnung herauszukommen, über einen Staketenzaun voltigieren mußte. Er tat es mit Mut und Geschick, wie es sich für einen alten Gardeoffizier geziemt...“

Weiter schreibt er am 26. Mai an Wilhelm Wolfsohn:

„Wir saßen vorgestern beim Nachmittagskaffee in unsrer Geißblattlaube und sogen die echte Berliner Gartenluft (Blumen vorne und Müllkute hinten) in vollen Zügen ein — Professor Magnus hat nämlich bewiesen, daß der gute Gesundheitszustand der Berliner in der schamlosen Unbedecktheit ihrer Rinnsteine wurzelt. —, als Deine liebenswürdigen Zeilen, nach kurzer Irrfahrt durch die Schönebergerstraße, hier eintrafen. Habe herzlichen Dank für den Ausdruck alter, unveränderter Liebe und Freundschaft.“

Die Lage dieser Sommerwohnung hat schon manches Kopfzerbrechen verursacht, weil sie so ohne weiteres in der Potsdamer Straße nicht zu finden ist. Sie ist auch nicht mit dem im Kriege zerstörten Eckhaus an der Nordwestecke der Potsdamer- und Lützowstraße identisch. Das Haus Potsdamer Straße 33 war ein einstöckiges Wohnhaus, um 1840 erbaut und gehörte dem Kaufmann Julius Moser. Es lag dort, wo jetzt der Straßendamm der Lützowstraße ist, auf dessen westlicher Hälfte, die damals noch nicht existierte. Die Lützowstraße, die damals nur zwischen Flottwell- und Potsdamer Straße verlief, hieß „Lützower-Weg-Straße“ und bekam erst 1867, bei Durchlegung der Straße über das Grundstück mit Fontanes Wohnhaus, ihren heutigen Namen.

Die Verbindung von Schöneberg in die Stadt vermittelte eine Pferdeomnibuslinie Schöneberg—Berlin-Molkenmarkt. Fontanes betrachteten diese Wohnung nur als ein Provisorium, zum Winter mußte etwas anderes, größeres, gesucht werden. Da man mit dem Gelde haushalten mußte, war die nicht hohe Miete von 45 Reichstalern pro Quartal ganz angenehm. Die vorhin erwähnte Einkommensteuer betrug 27 Silbergroschen. Für die Einfachheit der Wohnverhältnisse sprechen folgende Zeilen aus einem ungedruckten Brief an Frau Emilie vom 16. September:

„Die Gardine in der Vorderstube habe ich wieder anmachen lassen, ebenso gedenk' ich auch auf eine Bettdecke *nicht* Verzicht zu leisten. Ich kann doch, wenn meine Frau auf Reisen geht,

derweil nicht wie in einer Kaserne leben; das Studententum hat man nach gerade hinter sich.“

In diesem Sommer 1859, von dieser Sommerwohnung aus, machte Fontane seine ersten Fahrten in die Mark Brandenburg, deren literarischer Erfolg sich in Zeitungsaufsätzen niederschlug, die den Grundstock zu seinen Wanderungsbänden bildeten.

Anfang Oktober 1859 erfolgte der Umzug in den Nachbarort Tempelhof, in das neuerbaute Haus *Tempelhofer Straße 51*. Fontane war nun also Tempelhofer geworden, denn 1859 gehörte dieser Teil des heutigen Bezirks Kreuzberg noch als „Tempelhofer Unterland“ zu diesem Dorfe und wurde erst mit Wirkung vom 1. Januar 1861 nach Berlin eingemeindet. Der neue Stadtteil hieß dann offiziell „Tempelhofer Vorstadt“. Aus der Tempelhofer Straße wurde 1864 die Belle-Alliance-Straße und nach 1946 der Mehringdamm. Das ehemalige Grundstück Tempelhofer Straße 51 — ein Teilstück von Blücherplatz 1 — ist jetzt Mehringdamm 1. Dieses Grundstück, auf dem jetzt die Gedenkbibliothek steht, gehörte damals dem Holzhändler Albert Degebrodt und kam 1889 an den Berliner Spediteur-Verein-AG. 1910 wurden die Häuser bis auf einen Rest des Fontane-Wohnhauses, in dem sich eine Depositenkasse der Dresdner Bank befand, abgebrochen. Der Restbau wurde im zweiten Weltkrieg zerstört.

Nach dem Umzug schreibt der Dichter an seine Mutter nach Neuruppin am 26. Oktober 1859:

„Wird sind nun allgemach in Ordnung und haben daran zu denken, wie wir unsere Briefschulden und andre Schulden abtragen wollen. Hinsichtlich der letzteren werden die Schwierigkeiten nicht unerheblich sein.

Zunächst von unserm Befinden. Emilie ist etwas matt und angegriffen (zum Teil infolge des Umzugstrubels), aber doch eigentlich wohl und, kleine Anfälle abgerechnet, heiter und zufrieden. George geht seit gestern in die Schule (Friedr.-Wilh.-Gymnasium) und scheint sich sehr zu gefallen. Der Engländer ist völlig aus- und der Berliner angezogen; in 6 Wochen wird man an seinem Sprechen nicht mehr merken, daß er auf der Hohen Schule des Anstands und der guten Sitte (England) so lange gelebt hat. — Der Kleine kränkelte 8 Tage lang in Folge der feuchten Wohnung, der Dunst und der Schimmel hat sich nun aber ziemlich verloren, und mit der bessern Luft ist auch der Kleine wieder besser geworden. Er ist possierlich und sehr zärtlich, aber ein furchtbarer Bock und bedarf der bekannten Vorlesungen aus Kloppstock. —“

An seine Frau Emilie richtet er zum 14. November die Geburtstagsverse „An alter Stell', an neuer Stell'“, in denen die Teilnahme für die Sorgen und Mühen der vergangenen Monate und der Dank dafür, ihm, dem Schriftsteller, das Leben zu erleichtern, durchklingen.

Am 21. März 1860 wurde in der Tempelhofer Wohnung die Tochter Martha, genannt ‚Mete‘, geboren, als drittes Kind in der Familie. Endlich ein Mädchen! Des Dichters besondere Liebe und Sorge hat fortan diesem Kind gegolten.

Diese Wohnung sah auch den ersten größeren Schriftstellerruhm mit den Englandbüchern und dann im November 1861 das Erscheinen des ersten Bandes der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Sie sah aber auch Fontanes Eintritt in die ‚Kreuzzeitung‘ am 1. Juni 1860. Hier war er bis Mai 1870 als Redakteur des ‚Englischen Artikels‘ tätig. Im Sommer 1862 waren die Tage der Familie Fontane in dieser Wohnung gezählt. Als Emilie Fontane mit den kleinen Kindern bei ihrer Freundin Johanna Treutler in Schlesien zur Erholung weilte, schrieb ihr der Gatte am 1. Juli 1862 folgendes:

„Ich schreibe diese Zeilen bei neueingesetztem Fliegenfenster, was eine wahre Erquickung für mich ist, frische Luft, die ich sosehr liebe, und dennoch kein Zug, den ich sosehr hasse. Wie reizend diese Fenster sind, das empfand ich schon vor anderthalb Wochen in Teupitz. Das schon gebrauchte Bett, in dem ich schlief, stand innerhalb der frischen Luftströmung, die durch das Fliegenfenster kam, und während ich die Frische empfand, hatte ich doch nicht jenes Gefühl der Erkältung, was sich bei offenen Fenstern gleich bei mir einstellt. Verzeih diese lange Abhandlung über einen so geringfügigen Gegenstand; aber ich verspreche mir viel Gutes davon für meine Gesundheit. Werd' ich die Fiebergeneigtheit meines Blutes los, so bin ich eigentlich unberufen und unbeschrien, ein leidlich gesunder Mensch. Lange werden wir die Fliegenfenster in *dieser* Wohnung nicht mehr benutzen, denn gestern, am 30ten (ich wollte Dir nicht gleich davon schreiben), ist Degebrodts Kündigung, und zwar zum 1. Oktober d. J., durch den unvermeidlichen Wischer abgegeben worden.

Ich bin überwiegend froh darüber und bitte Dich, die Sache ebenfalls mit heiterem Auge anzusehen. Kein Zweifel, daß die Wohnung große Vorzüge hatte: Parterre, billig, ansprechend, große Räume und eine Stadtgegend und ein Verkehr, die mir angenehm waren; aber es sind auch entschiedene Mängel da. Die Wohnung ist zu klein für uns, namentlich wenn wir eine Engländerin oder Französin ins Haus nehmen wollen, die Vorderzimmer liegen zu kalt und zu schattig, Commodité fehlt, Speisekammer ist nicht u. dgl. mehr. Ich bitte Dich nun ruhigen Blutes zu bleiben und Dich nicht um den Genuß der letzten Urlaubs-Vierzehntage zu bringen; ich werde Mathilden täglich auf die Wanderschaft schicken, damit sie hier in der Gegend, d. h. zwischen Potsdamer Straße und Johannistisch Umschau hält. Es stehen so viele Wohnungen leer, daß die Sache durchaus nicht ängstlich ist.“

Ein paar Tage später berichtet er über die Ergebnisse seiner Bemühungen an seine Frau:

Berlin, 10. Juli 62.

„Meine liebe gute Frau,

Eigentlich ist es halber Unsinn, daß ich diese Zeilen noch schreibe, aber ich kann doch der Versuchung nicht widerstehen und bezahle sie mit 3 Silbergroschen. Gestern, auf einem Abendspaziergange am Canal nach der Hasenheide hin, hab' ich möglicherweise eine Wohnung für uns entdeckt und zwar in einem umgebauten, noch nicht ganz fertigen Eckhause (Ecke vom Johannistisch und der Canalstraße, also neben dem hübschen Privathause mit Georginen und Eisengitter vor der Thür, das wir uns öfters angesehen haben)! Gestern Abend als ich die beiliegende Zeichnung machte, erschien mir die Sache beinah unbedingt gut, — in der Nacht aber hab ich mir doch überlegt, daß die Wohnung zu klein ist, nicht an Zimmerzahl, sondern an Quadratfüßen, an Ausdehnung überhaupt. Unsre jetzigen Zimmer sind nämlich so groß, daß *wir* viel *mehr Sachen besitzen* als wir *eigentlich glauben*, so daß ich sicher bin, würden alles gar nicht placieren können.

Entschließen wir uns jedoch (und *Du* wirst nichts dagegen haben, denn Dir liegt wenig an fremdländischer Einquartierung) die 1.fenstrige Fremdenstube als solche aufzugeben und zu einer höheren Rumpelkammer zu machen, so könnte die Wohnung leidlich hübsch werden. Wir müßten dann einzelne Schränke, den Stuhl der Nacht und eine Badewanne (für die ich doch sehr bin und doppelt bei Wasserleitung) etc. etc. darin placiren. Dann würde R. neben der Küche zur Speisekammer. — Ich, für mein Theil hätte gar nichts gegen Köpnickersfeld etc. es geht aber Georgen halber nicht und ewiges Schulewecheln ist nicht gut. — Übrigens trag ich mich mit einem großen Gedanken, angeregt durch Hesekiel der ähnliches beabsichtigt — nämlich mit *dem Bau eines Hauses*, in dem man nur selber wohnt. Man kauft eine Bau-Stelle für 1000 rthl. und hat man eine solche Stelle, so erhält man ohne Mühe 3000 rthl. zum Bau eines Hauses, die dann zu erster Hypothek völlig sicher stehn. Hat man dann auch 5000 rthl. zu verzinsen zu 4 und 5 0/0, so wohnt man immer nicht theurer als wenn man für 200 bis 250 rthl. zu Miete wohnt. Einzelne Ausgaben kommen zwar hinzu, aber die Annehmlichkeit ist dafür sehr, sehr groß, der Werth des Grundstücks wächst in der Ausdehnung der Stadt, so daß er sich verdoppeln kann. Sprich mit Treutler darüber. Dein ganz geschäftlicher

Th. F.“

Falls Emilie mit Treutler gesprochen haben sollte, wird er abgeraten haben, schon aus dem Mangel des Anfangskapitals heraus, jedenfalls wurde aus dem Projekt nichts. Es würde sich bei dem raschen Wachstum Berlins in den Gründerjahren und der damit erfolgenden ungeheuren Wertsteigerung aller Grundstücke zweifellos gelohnt haben. Mit der im Brief erwähnten ‚Canalstraße‘ ist das Planufer gemeint; bei dem Eckhause ist das Haus Am Johannistisch 3/Ecke Planufer gemeint. Es wurde im zweiten Weltkrieg zerstört.

Emilie Fontane war nach kurzem Aufenthalt in Berlin nach Neuruppin zur Schwiegermutter gereist, wo der folgende Brief des Gatten vom 31. Juli 1862 sie erreichte. Er bringt ein humorvolles Erlebnis aus dem Privatleben, wie man es in dieser Art in dem umfangreichen Briefwechsel nur selten findet:

„Erlebt hab' ich in diesen Tagen wenig oder gar nichts, aber so gleichförmig die Tage waren, so abwechslungsreich waren die Nächte. Am Sonntag schlief ich noch an alter Stelle und unter den alten gesicherten Verhältnissen, wenn man ein Liegen auf Sprungfedern, die alle auf dem Punkt stehn, einem ihre Spitzen in den Leib zu bohren, noch ‚gesicherte Verhältnisse‘ nennen kann. Schon am Montag änderte sich die Sache. Der Tapezierer hatte meine Matratze abgeholt, und so zog ich denn in Dein Bett — meine Bettstelle wie einen Rahmen, in dem das Bild und das Glas fehlen, neben mir. Es hatte etwas Schauerliches, Abgrundhaftes, aber die Kute der alten wackren Matratze, in der ich sicher wie in einem Troge lag, enthob mich wenigstens des Gefühls einer drohenden Gefahr. Auch dies sollte anders werden. Am Dienstag kehrte meine Matratze zurück, ohngefähr so, wie Du von Deiner schlesischen Reise — jung und dick geworden, und Deine Matratze wanderte nunmehr den Weg des Tapeziers. So kam der Dienstag abend; ich bestieg ahnungslos mein Lager. Den Bettstellenabgrund, den ich am Abend vorher zur Linken gehabt hatte, hatt' ich nun zur Rechten, und gefahrlos, wie ich die vorige Nacht am Abgrund geschlafen hatte, hoffte ich diese Nacht wieder schlafen zu können. Aber da hatt' ich die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Während ich die Nacht vorher auf der alten Matratze wie in einem sicheren Troge gelegen hatte, lag ich jetzt auf der strammen, neuen Matratze wie auf einem umgestülpten Troge, jeden Augenblick in Gefahr, von der Rundung herunterzukollern. Endlich stellt' ich den Nachttisch in die Höhle hinein, um eine Art Gegenhalt zu gewinnen, und so, vor dem Äußersten gesichert, schlief ich ein. Seit gestern abend ist auch Deine Matratze wieder zurück, und der Abgrund hat sich geschlossen. Die Matratzen selbst sind aber durch die neue Polsterung so hoch geworden, daß ich gestern das Gefühl hatte, ich stiege in eine Art von Hängeboden oder schliefe in einer zweiten Etage.“

Nach einigem Suchen fand man schließlich eine Wohnung „intra muros“ am Anfang der Luisenstadt in der Alten Jakobstraße. Am 27. September 1862 erfolgte der Umzug von der Tempelhofer Straße nach *Alte Jakobstraße 171, parterre links*. Das Wirtschaftsbuch weist 10 Taler, 5 Silbergroschen an Umzugskosten aus. Die Miete betrug 62,15 Reichstaler im Quartal. Das Haus war ein gerade fertig gewordener Neubau — ein vierstöckiges Vorderhaus mit zwei Seitenflügeln — und gehörte dem Maurermeister Johan Friedrich Carl Corsalli. Im zweiten Weltkrieg wurde es zerstört.

Wir wissen über diese Wohnung fast nichts. In der früheren Fontane-Literatur ist mit einer kleinen Ausnahme der Aufenthalt Fontanes in dieser Wohnung überhaupt nicht erwähnt. In den nun vollständig veröffentlichten Briefen Fontanes an Mathilde von Rohr ist auch ein Brief vom 2. Oktober 1862, in welchem er sein neues Domizil mitteilt:

„Mein gnädigstes Fräulein.

Wenn Sie auch, in Folge der Barre, die Ihre eignen Warnerworte vor Behrenstraße 70 errichtet haben, vorläufig nicht persönlich zu erreichen sind, so sollen wenigstens diese Zeilen vor Ihnen erscheinen und Sie, gnädigstes Fräulein, wieder herzlichst in Berlin willkommen heißen. Ich habe zwar von den Berlinern en masse kein dahin lautendes Mandat erhalten, aber eine desto entschiednere Aufforderung von dem Bruchtheil Berlinertum, das jetzt Alte Jakobstraße 171 parterre links seine Hütten aufgeschlagen hat.“

In diese Zeit, in den April 1863, gehört eine Zeichnung von Bernhard von Lepel, die den Schatten eines Menschen hinter einem Zimmerfenster zeigt. Fontane schrieb dazu:

„Lepel erkennt meinen Schatten am Fenster, nachdem ich mich hatte verleugnen lassen und schickt mir am andern Morgen dies, zum Zeichen daß er mich ertappt hat.“

Die Zeichnung kam auf der Versteigerung des Fontane-Nachlasses 1933 in Privathand und ist verschollen.

Im August 1863 weilte Fontane in Heringsdorf und besuchte von dort aus Swinemünde, Stettin usw. In dem aufstrebenden Badeort kam ihm auch der Gedanke, sich dort ein Sommerhaus zu bauen. Am 24. August berichtet er darüber an seine Frau. Emilie Fontane hat sicher ablehnend geantwortet, denn die Idee wurde nicht mehr weiter verfolgt. Am Ende seines Heringsdorfaufenthaltes schreibt er noch mal an seine Frau und hier klingt wieder seine Empfindlichkeit in Toilettenfragen an. Am 30. August schreibt er u. a.:

„Nur eines bleibt: die Luft, die dem ganzen alten body wie ein Balsam ist. Und das ist doch die Hauptsache. Was diese Seite angeht, so denk' ich mit Schrecken an die water closets (wie schön ist der grüne Wald und das hohe Heidkraut zu diesem Behufe) und alle die entsprechenden Zugaben der Berliner Häuser im allgemeinen und des Corsallyschen in specie. Auch der Korridor der Hirschelstraße dämmert gespenstisch in der Ferne. —“

Der letzte Satz leitet über in die Wohnung, die Fontanes am 1. Oktober 1863 bezogen: *Hirschelstraße 14, eine Treppe*. Auch hier wissen wir aus dem Wirtschaftsbuch die Umzugskosten: 9 Taler, 10 Silbergroschen, also etwa 1 Taler weniger als 1862. Die Miete für die Fünzimmerwohnung betrug 65 Reichstaler, ab April 1864 wegen des Einbaues einer Wasserleitung 68 Reichstaler pro Quartal. Das Wirtschaftsbuch erwähnt z. B. auch die Anschaffung eines Pianinos für 150 Taler.

Diesmal war man nicht in einen Neubau gezogen; das Haus Hirschelstraße 14 stand schon seit 1842, es war eines der ersten Häuser, die in dem damals neu entstehenden Geheimratsviertel erbaut worden waren. Als Fontanes dorthin zogen, stand die Stadtmauer noch, obwohl sie bereits keine Funktion mehr ausübte, da die Steuergrenze bereits seit 1861 weiter draußen lag. Von der Hirschelstraße gesehen jenseits der Stadtmauer, an ihrer Innenseite, fuhr damals noch der „Verbinder“, die 1851 angelegte Verbindungsbahn für den Gütertransport zu den außerhalb der Stadt liegenden Bahnhöfen. Erst nach Fertigstellung der Ringbahn am 17. Juli 1871 wurde der Verkehr auf dieser Bahn eingestellt. In den Kriegen 1864 und 1866 konnten Fontanes von ihren Fenstern aus die Truppentransporte vorüberrollen sehen. Im ersten Wohnjahr in der Hirschelstraße wurde am 5. Februar 1864 des Dichters letztes Kind, der Sohn Friedrich, geboren. Zur gleichen Zeit schrieb der Dichter die ersten Kapitel seines erst 1877 vollendeten Romans „Vor dem Sturm“. Er erinnert sich später:

„Das Buch ist schon aus dem Winter 1863/64, und ich schrieb abends und nachts die ersten Kapitel — während die österreichischen Brigaden unter meinem Fenster vorüberfuhren; und wenn zuletzt die Geschütze kamen, zitterte das ganze Haus, und ich lief ans Fenster und sah auf das wunderbare Bild: die Lowries, die Kanonen, die Leute hingestreckt auf die Lafetten, und alles von einem trüben Gaslicht überflutet.“

Zur Erinnerung an die entscheidende Schlacht des Krieges von 1866 erhielt die Hirschelstraße am 16. Oktober 1867 den Namen „Königgrätzer Straße“, Fontanes Haus die neue Nr. 25. Nach dem Tode Stresemanns im Jahre 1929 erhielt die Straße dessen Namen; 1935 wurde sie in Saarlandstraße und 1946 wieder in Stresemannstraße umbenannt. Fontanes Wohnhaus wurde im zweiten Weltkrieg zerstört.

Wir lassen hier den Auszug aus den Lebenserinnerungen Theodor Fontanes jr. folgen, der besonders viel zu der elterlichen Wohnung Hirschelstraße 14/Königgrätzer Straße 25 zu berichten hat:

**Aus den Lebenserinnerungen von Theodor Fontane jr. — 1856–1933 —
verfaßt zwischen 1923 und 1932.**

Bellevuestraße 16:

Zur Zeit meiner Geburt und noch auf viele Jahre hin eine stille, vornehme Straße, unter deren fast allzu dichten Kastanien man wie in einem Dom dahinwandelte, die sich aus ihrer gegenwärtigen Gestalt gar nicht wieder in ihre damalige zurückdenken läßt. Zwar hat auch heute noch dort der Reichtum seine Stätte aufgebaut, aber in der aufdringlichen Weise der Emporkömmlinge. Es ist eine Geschäftsstraße geworden. — Wie die von tiefen Vorgärten abgeschlossenen Villen der wohlhabenden Bürger Berlins teils verschwunden teils zu Erwerbszwecken umgebaut worden sind, so auch mein Geburtshaus, das als ein Teil des Hotels Esplanade schwerlich meine Geburtsstätte hätte werden können. Dazu

hätten die Mittel — selbst wenn es sich nur um eine kurze Niederkunftsbleibe gehandelt hätte — bei meinen im Kampf ums Dasein stehenden Eltern nicht annähernd gereicht. War es doch ohnehin nicht das frühere, in Anlehnung an griechischen Stil gebaute und m. W. von einem Universitätsprofessor Kaspar mit seiner Familie bewohnte Haus selbst, sondern nur ein Teil von dessen Drempele- oder Bodengeschoß mit winzig kleinen Fenstern, in dem meine Mutter, in Abwesenheit ihres in England weilenden Gatten, ihre recht schwere Stunde durchzumachen hatte.

Von der elterlichen Wohnung in der Belle-Alliance-, damals Tempelhofer Straße 51, dem Geburtshaus meiner Schwester, dämmert mir nur eine dunkle Vorstellung. Etwas mehr weiß ich von unserer nächsten Wohnung in der neuen Jakobstraße, zu der ein merkwürdiges kleines Zimmer — das Dreieck genannt — und ein Hintergarten gehörte. So entsinne ich mich, daß eines Tages uns Paul Heyse mit Kindern besuchte, von denen mindestens das Geschwisterpaar Julie und Hans bei uns, wohl im Dreieck, übernachtete. Von den Kindern, jedenfalls von dem Mädchen habe ich eine südländisch wirkende Vorstellung behalten, von dem berühmten Vater dagegen leider gar keine.

Hirschelstraße 14:

In dem damals ziemlich ansehnlichen Haus Ecke Dessauer Straße hatten meine Eltern die von der Stadtmauer aus am meisten links belegene Wohnung im ersten Stock inne. Ein dunkler Flur trennte zwei nach vorn liegende, als Arbeitszimmer des Hausherrn und als Damenzimmer dienende, leidlich große zweifenstrige Räume von zwei auf einen engen unfreundlichen Hof gehenden Schlafstuben. Die eine davon schuf hinterherum eine sonst nur durch die erstgenannten Zimmer mögliche Verbindung zum großen einfenstrigen Berliner Zimmer, das als Eßraum dienend auch zum Schlafen mit herhalten mußte. Dann folgte ein Durchgangsstübchen zur Küche.

Der erwähnte Flur stieß gradeaus auf eine gleichfalls düstere, überaus winzige, aber unabwendbar nötige Örtlichkeit, die mangels Ventilationsmöglichkeit sehr geschont wurde, d. h. nur für die Eltern und „dringende“ Fälle bestimmt war. Allwöchentlich erschien eine ältliche Frau mit langherabwallendem Umhang; er verbarg ein Tragegestell mit zwei Eimern, deren einer gegen den unsrigen ausgewechselt wurde. Wir Kinder mußten die stark gewendelte Hintertreppe hinunter zu einem nicht auf Abtragung, sondern auf Absaugung eingerichteten Ruhesitz. Es waren keine schönen Stunden, wenn wir den Ozonbedarf unserer Hinterräume an Reinigungstagen von dem sich gar zu langsam wieder zurecht ventilierenden Eckhaushof beziehen mußten. Auch die Vordertreppe war, allerdings weniger steil, gewandelt und auffällig dunkel; am meisten an ihrer auf den Hausflur mündenden Stelle, wo undankbare oder verwöhnte Handwerksburschen und Bettler sich der unbelegten oder gar nur dünn gestrichenen Butterbrote wieder zu entledigen pflegten. Die Miete für die im großen und ganzen gut bürgerlich wirkende Woh-

nung war billig; erst ihre Steigerung auf das Dreifache 1872 zwang meine Eltern zu Wegzug in die Potsdamer Straße. Gar nicht störte in ästhetischer Hinsicht die den Vorderräumen gegenüber sich entlangziehende Stadtmauer, die im Gegenteil als Vergleich zu den Häusern anderer Straßen als angenehmes, nicht lärmendes, nicht neugieriges Vis-a-Vis empfunden wurde und schnell gewöhnte man sich an den wohl meist in der Nacht stattfindenden Güterverkehr der Eisenbahn jenseits der Mauer. Diese wurde freilich im Laufe der Zeit ein recht unbequemes Hindernis, weil zwischen hüben und drüben nur am Potsdamer- und dann erst wieder am Askanischen Platz eine Verbindung bestand. Infolgedessen entbrannte ein ebenso stiller wie hartnäckiger Kampf zwischen dem Begehre des Publikums und behördlichem Eigensinn. Als wenn Heinzelmännchen nächtens tätig wären, entstanden in roher Weise hergestellte Mauerdurchbrüche, die eigentlich mehr einen Protest bedeuteten als der Verkehrserleichterung dienten, weil sie nur von kletterkundigen Waghalsen benutzt werden konnten. Zumauerungen seitens der Verwaltung fruchteten nichts; mit heißem Wasser wurde der Kalkmörtel wieder gelöst, das bisherige Loch war wieder da und neue an andern Stellen gesellten sich dazu. Schließlich gab die Behörde den Kampf auf, die Durchbrüche wurden zu bequemen Durchgängen und eines Tages begann die offizielle Niederlegung der Stadtmauer. Der Eisenbahnverkehr blieb allerdings noch längere Zeit bestehen und diente der Güterbeförderung, brachte aber zur Freude der Jugend im Jahre 70 auch Truppen- und Gefangenentransporte, wie dies schon 1866 der Fall gewesen war. 1871 dürften aber die Bahngleise beseitigt gewesen sein, denn mir schwebt vom 16. 6. 71, dem Einzugsstag unserer glorreichen Truppen, her die Siegesstraße in der vollen Breite der Königrätzerstraße einschließlich ihrer wohl damals bereits umgetauften inneren Schwestern, der Potsdamer- und Anhalter Kommunikation, als ganz besonders stattlich vor.

Von jenem Einzug selbst bekam ich leider nur wenig zu sehen. Es war erstaunlich, wieviele Leute, mit denen meine Eltern nur ganz oberflächlich bekannt geworden waren, plötzlich ihr Herz für Fontanes entdeckten und die Bitte um „ein ganz bescheidenes Fensterplätzchen“ aussprachen. Ihnen gesellten sich Verwandte sowie die wirklichen Freunde aus Rütli und Ellora. Trotz kunstreicher Etagenbauten an unsern vier Fenstern blieb aus Höflichkeitsrücksichten für die Kinder des Hauses nur wenig Gelegenheit zum Sehen übrig.

Um weiter von unserer Wohnung zu erzählen, so bin ich noch heute in der Rückerinnerung erstaunt, wie es meine Eltern möglich gemacht haben, unter Aufrechterhaltung einer gewissen Geselligkeit soviel Menschen dauernd darin unterzubringen, zumal das eigentlich wohl für die Köchin bestimmte Zimmerchen zur Hebung des Budgets nur teilweise seinen Durchgangscharakter behielt, während der verbleibende Rest durch einen verschiebbaren grünen Plüschvorhang für eine der Töchter aus den Häusern Merington in London oder Treutler auf Neuhof bei Liegnitz als Schlafraum umgewandelt wurde. Man war eben damals in Unter-

bringungsfragen noch sehr bescheiden in der jungen Reichshauptstadt. Dank sowohl den wirtschaftlichen Talenten meiner Mutter als auch ihrer auf Repräsentation gestellten Natur verliefen die freilich wohl seltenen Gesellschaften bei uns nicht nur geistig angeregt, sondern machten auch in der Wirkung heller Beleuchtung und guter Verpflegung einen höchst anständigen feierlichen Eindruck. Die pekuniären Verhältnisse meiner Eltern, welche von den meisten ihrer z. T. in recht guter Lage befindlichen Freunden erheblich überboten wurden, andererseits aber ihre gesellschaftlichen Talente — darin besonders meine Mutter einen ganz ungewöhnlichen Charme entwickelte — machen es begreiflich, daß sie sehr viel häufiger Gäste als Wirte waren. Über beide ist mir späterhin viel Schmeichelhaftes erzählt worden, meine eigenen Eindrücke davon aus dieser Zeit beschränken sich auf ein olivbräunliches Seidenkleid mit Falbeln, das meine Mutter häufig zu Gesellschaften trug und gewiß öfter anziehen mußte als ihr lieb gewesen sein mag, während ich meine darin so stattliche Mama mit immer gleicher Bewunderung anstaunte.

*

Dem Frieden von Frankfurt im Mai 1871 folgten die Gründerjahre, eine wirtschaftliche Blüte- aber auch Scheinblütezeit, in deren Strudel auch Theodor Fontane ein klein wenig geriet. Ein Teil der Scheinblüte spielte sich auf dem Gebiet der Bodenspekulation ab; Terrains und Häuser wurden günstig gekauft und mit überhohem Gewinn wieder verkauft. Darunter war auch das Eckhaus Königgrätzer Straße 25 mit Fontanes Wohnung. Sein Eigentümer, Ziegeleibesitzer Fritze aus Glindow an der Havel, verkaufte es mit Wirkung vom September 1872 an den Bankier F. A. Hackel und die Handelsgesellschaft Siegheim & Avellis. Lassen wir Fontane selbst sprechen; so schreibt er am 30. März 1872 an Mathilde von Rohr:

„Meine Frau ist jetzt vor allem in Wohnungsnöthen. Ich weiß nicht, ob ich ihnen schon schrieb, daß unser Haus verkauft ist, daß die Miethen mindestens verdoppelt werden und daß wir also *alle* ziehn. Eine vorzügliche Wohnung in der Dessauer Straße hat uns Tante Merckel vorgestern weggeschnappt. Ich persönlich theile nicht die allgemeinen Ängste; wir müssen natürlich 3 Treppen hoch ziehen und 100. Thlr. mehr bezahlen; c'est tout. Dafür kriegt man aber was. —“

Über den weiteren Verlauf der Angelegenheit erfahren wir dann am 25. September 1872 wieder an Mathilde von Rohr:

„Unser Leben beginnt sich, jetzt, wo alle ausgeflogenen Vögel heimkehren, wieder in der alten Winterweise zu gestalten. Die großen Gesellschaften sind freilich noch in Rückstand, was ein wahres Glück ist. Vorläufig beschäftigt uns allerpersönlichst unser in etwa 8 Tagen bevorstehender Umzug. Wir freuen uns auf den Wechsel der Scene. Es waren 9 glückliche Jahre, die wir in dieser

Wohnung, (die wir, wie so vieles andre, Ihnen verdanken) zugebracht haben; aber Haus und Wohnung sind sehr heruntergekommen und keine Ordnungsliebe, auch der wirthschaftlichsten Frau, reicht aus, eine Wohnung im Stande zu erhalten, wenn alle Nachbarn oben und unten, rechts und links, alles verkommen lassen. Dazu Flur, Treppe, Corridor, — alles in einem furchtbaren Zustand, der Hof sieht aus, als könne er das ganze Geheimeraths-Viertel mit Typhus versorgen. Alles hat seine Zeit, so auch eine Wohnung. Im Uebrigen wünschen wir aufrichtigst und in Dankbarkeit gegen das was zurückliegt, daß die nächsten 9 Jahre nicht unglücklicher verlaufen mögen, als die Epoche von 1863 bis 72. Es waren wie die besten so auch die interessantesten Jahre meines Lebens. Drei Kriege und welche! Alles an den Fenstern vorüber, Dänen, Croaten, Turcos. Dazu Reisen kreuz und quer und selbst eine romantische Gefangenschaft.“

Am 3. Oktober erfolgte der Umzug in die neue Wohnung *Potsdamer Straße 134c, drei Treppen links*. Hierzu lesen wir wieder in einem Brief an Mathilde von Rohr am 31. Oktober 1872:

„Dieser Oktober soll nicht aus der Zeitlichkeit scheiden, ohne daß ich Ihnen vorher noch für Ihren lieben Brief vom 6. d. M. gedankt hätte. Vieles darin that mir wohl, am meisten aber die, ich darf es wohl sagen in Demuth von mir hingenommenen Worte:

„Sie und Ihre liebe Frau bringen Segen in jedes Haus, in der unausgesetzten Thätigkeit und der dankbaren Anerkennung dessen was Gott Ihnen schenkt.“ Diese Worte hätten mich zu allen Zeiten beglückt, an dem Tage aber an dem sie hier eintrafen, wirkten sie wie ein Talisman, denn unmittelbar vorher hatte mir meine Frau erzählt, das alte Judenweib, das vorher diese Wohnung inne hatte, sei mit den Worten von hier geschieden: ‚na, Freude soll er hier nicht erleben‘. Bei all meinem Vertraun in die Gnade Gottes, die auf den Wunsch eines alten Judenweibes nicht von mir abfallen wird, verstimmte mich die Sache doch ein wenig und ich athmete erst freier auf, als Ihre Zeilen wie eine Art Exorcismus des Teufels eintrafen. Ein christlicher Segenswunsch wird doch wohl mächtiger sein, als ein alter, halbversteckter Judenfluch. Mögen Ihre freundlichen Gesinnungen und Fürsprachen an allerobster Stelle, uns ferner schützend zur Seite stehn.“

Friedrich Fontane schrieb später hierzu:

„Beelzebubs Geist schien allerdings in der verlassenen Wohnung noch herrschen zu wollen. Seit Jahren aufgespeicherter Schmutz starrte den Ankömmlingen entgegen. Aber die schlimmste Hinterlassenschaft barg jener eigentümliche Schlafraum, der, Alkoven genannt, in alten Gebäuden die Verbindung zwischen den Vorder- und Hinterstuben herstellte. Hier wimmelte es nur so von Ungetier, hier feierte die Bettwanze ungestörte, ewige Brautnacht. In allen Fugen und Ritzen war es lebendig. An den Wänden, in

herabhängenden Fetzen vielfach überklebter Tapeten hatten sie seit Aeonen sich ihre Nester gebaut. Dazu gesellten sich, namentlich in der Küche, als ebenbürtige Bundesgenossen die biedereren Schwaben in einer kaum übersehbaren Heerschau.

In diesem fürchterlichen Chaos galt es nun Ordnung zu schaffen. Eine wahre Sisyphusarbeit mußte geleistet werden. Da darf es nicht Wunder nehmen, daß eine tüchtige Hausfrau oft zu verzagen drohte. Denn dieser Kampf gegen den ‚Feind im Hause‘ ging fast schon über Menschenkräfte. Es kostete viele Tränen, bis es endlich unter Anwendung radikalster Mittel gelang, die Säuberung zu vollziehen, die Räume wohnlich, behaglich und besuchsfähig herzurichten. — Kein Geringerer als Richard *Lucae*, damals Direktor der Bauakademie, stand dem ihm befreundeten Ehepaar mit fachmännischem Rat zur Seite. Es wurde gründliche Arbeit getan. Die Wand, deren Fenster von dem Hinterzimmer aus spärliches Licht in den bösen Alkoven fallen ließ, mußte der Axt weichen. Und so reihte sich eine Verbesserung an die andre.“

Zurückschauend darf man wohl sagen, daß die Segenswünsche des Fräuleins von Rohr in Erfüllung gegangen sind. Theodor Fontane sollte diese Wohnung bis zu seinem Tode bewohnen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Geschichte des Hauses. Sein Bau wurde im Jahre 1847 begonnen, fertig war es im März 1848. Es bestand aus dem Vorderhaus und zwei Seitenflügeln und hatte einen Feuerkassenwert von 10 825 Talern. Sein erster Besitzer war der Partikulier Carl August Karsch; nach weiteren zwei Besitzern kam das Haus im Dezember 1866 an die „*Balley Brandenburg des ritterlichen Ordens St. Johannis vom Spital zu Jerusalem*“. Daher wird Fontanes Wohnung auch gern als im „alten Johanniterhause“ gelegen bezeichnet, obwohl das Haus keineswegs alt war. Der Feuerkassenwert betrug übrigens 1872: 20 600 Taler, war also in 24 Jahren auf das doppelte gestiegen. Im Jahre 1905 erwarb die „*Bazar-Aktiengesellschaft*“ das Haus, ließ es abreißen und vom Architekten Ludwig Engel durch ein Geschäftshaus für die bekannte Modenzeitschrift ersetzen. Im zweiten Weltkrieg wurde dieses zerstört. Als Kuriosum sei erwähnt, daß das Haus als einziges in Berlin zwei Gedenktafeln für dieselbe Person — Theodor Fontane — trug; nämlich die erste, 1899 von der Stadt Berlin gestiftete auf dem Hofe des Neubaus, und die zweite 1906 vom Bauherrn gestiftete, als Ersatz für die im Format nicht mehr an die Fassade passende alte Tafel, an der Front des Neubaus.

Fontanes Wohnung lag wie gesagt im 3. Stockwerk. Aber es war *keine* Mansardenwohnung, wie der Dichter selbst, untertreibend, sie ein paar mal bezeichnete. Eine Mansarde ist eigentlich ein Ausbau im Dachgeschoß, während Fontanes Wohnung in einem voll ausgebauten dritten Geschoß lag.

Übrigens brauchten die im Brief vom 30. März 1872 vermuteten 100 Taler nicht mehr gezahlt werden. Für die neue Wohnung — 4 Zimmer

mit Küche und Kammer – zahlte man 70 Reichstaler pro Quartal, später 210 Mark, also 70 Mark im Monat, und das 26 Jahre lang. Über die Einrichtung der Wohnung wissen wir fast nichts, nur über das Arbeitszimmer des Dichters hat uns Friedrich Fontane in einem ausführlichen Aufsatz im Heft 9 der „Brandenburgischen Jahrbücher“, Jahrgang 1938, unterrichtet. Neben dem bekannten „Schreibtischfoto“ aus dem Jahre 1896 kennen wir noch das Aquarell der Marie von Bunsen, das diese im November 1898 von einem Ausschnitt des Arbeitszimmers gemalt hatte und das im Märkischen Museum hängt. In diesem Zimmer hat der Dichter einen großen Teil seines Lebenswerkes geschaffen, besonders seine unvergänglichen Romane. Den Schreibtisch hatte er von seinem Freund, dem Kunsthistoriker Wilhelm Lübke, erworben, als dieser 1861 an das Polytechnikum nach Zürich ging. Schreibtisch und Sessel mit anderen Erinnerungsstücken kamen nach dem Tode Emilie Fontanes im Jahre 1903 als Geschenk der Erben in das Märkische Museum, wo im Neubau eigens ein Fontane-Zimmer eingerichtet wurde. Im zweiten Weltkrieg wurde der Schreibtisch ausgelagert und ist seitdem verschollen, nur der Sessel existiert noch.

Die Standuhr stammte bereits aus dem Besitz des Vaters, und Fontane wollte bei der Erbaufteilung eigentlich auf sie verzichten, wie ein Brief an den Schwager Sommerfeldt vom 29. Oktober 1867 ausweist. Er hat sie aber dann doch bekommen. Nach dem Tode von Emilie Fontane wurde das Mobiliar unter die Erben verteilt und vieles erhielt Friedrich Fontane. Nach dessen Tode 1941 verkaufte sein Sohn verschiedene Möbel an das Neuruppiner Museum, wo sie infolge Kriegseinwirkung verloren gingen. Nur die Standuhr blieb erhalten und schmückt heute den Fontane-Raum im Neuruppiner Heimatmuseum.

Auch einer der Bücherschränke Fontanes ist erhalten geblieben, weil er sich im Besitz des Theodor-Fontane-Archivs in Potsdam befand und dort die Kriegswirren überdauerte. Heute steht er im Raum des Archivleiters und enthält die Erstausgaben sowie 67 Notizbücher des Dichters. Wahrscheinlich befanden sich auch noch Möbel aus der Fontane-Wohnung im Besitz von dessen Enkel Otto Fontane, der in der Landauer Straße in Wilmersdorf wohnte und dort 1944 ausgebombt wurde, so daß hier nichts mehr erhalten ist.

In der Potsdamer Straße hat der Dichter auch den Aufstieg Berlins von der zwar bedeutenden, aber im Äußeren noch provinziellen Hauptstadt Preußens zur Reichshauptstadt und Weltstadt miterlebt. Am 14. August 1873 geschah in der Potsdamer Straße der erste Spatenstich für die neue Kanalisation, die später auch Fontanes Haus Anschluß an das hygienisch einwandfreie Spülklosett bringen sollte. 1879 wurde die durch die Potsdamer Straße laufende Pferdebahnlinie nach Schöneberg eröffnet, seit 1897 fuhr die elektrische Straßenbahn hier vorbei. Von hier aus machte der Dichter seine Spaziergänge am Landwehrkanal, zum Tiergarten, durch die Königgrätzer Straße zum Potsdamer Platz, wo seit Anfang der 90er Jahre das Café Josty war, dem in den „Poggenpuhls“ ein literarisches Denkmal gesetzt wird:

„Der Potsdamer Platz, das ist das meiste Leben. Und Leben ist nun mal das beste, was eine große Stadt hat. Und da hab ich denn Josty mit dem Glasvorbau, wo sie schon von früh an sitzen und Zeitungen lesen, und die Pferdebahnen und die Omnibusse kommen heran, und es sieht aus, als ob sie jeden Augenblick ineinander fahren wollten, und Blumenmädchen dazwischen... ja Kinder, wenn ich das so vor mir habe, da wird mir wohl, da weiß ich, daß ich mal wieder unter Menschen bin.“

Ende der 90er Jahre entstand auch das Gedicht „Meine Reiselust“, dessen zweite Strophe lautet:

„Jetzt zwischen Link- und Eichhornstraße
Meß' ich meine bescheidenen Maße,
Höchstens bis Königin Luise
Wag' ich mich vor, umschreitend diese.
Bleib' dann ein weilchen noch in dem Bereiche
Des Floraplatzes am Goldfischteiche.
Der Wrangelbrunnen bleibt mir zur Linken.
Rechtsher seh' ich Goethe winken.
Zuletzt dann vorbei an der Bismarckpforte
Kehr' ich heim zu meinem alten Orte,
Zu meiner alten Dreitreppenklause,
Hoch im Johanniterhause. —
Schon seh' ich grüßen, schon hör ich rufen —
Aber noch 75 Stufen!

Fontane hatte auch das Fragment einer Novelle „Die Drei-Treppen-Leute“ hinterlassen, deren Handschrift sich bis 1945 im Theodor-Fontane-Archiv befand. Sie wurde zusammen mit der Skizze „Umzug“ in einem Aufsatz Friedrich Fontanes: „Wie Theodor Fontane umzog. Aus unveröffentlichten Manuskripten.“ in der Vossischen Zeitung vom 5. August 1922 abgedruckt. In Fontanes Briefen aus den späten Jahren finden wir noch einige humorvolle Schilderungen aus dem Leben in der Potsdamer Straße, wie die Episode mit dem vergessenen Hausschlüssel vom April 1884 oder die Schilderung der Wohnungsrenovierung im August 1891.. Hier erlebte der Dichter mit seiner Gattin auch schmerzliche und frohe Ereignisse mit den Kindern: Im September 1887 verstarb der älteste Sohn George an Blinddarmerkrankung; 1888 gründete der jüngste Sohn Friedel seinen Verlag, der später auch das Werk des Vaters herausbringen sollte; 1889 wurde der Sohn Theodor Intendanturrat und später „Wirklicher Geheimer Kriegsrat“ im Range eines Generals, und im Januar 1898 sah die Wohnung noch die Verlobung der Tochter Mete mit dem Architekten Karl Emil Otto Fritsch, dem Herausgeber der „Deutschen Bauzeitung“. Theodor Fontane und seine Gattin waren gemeinsam alt geworden, das Lebensschiff lenkte in ruhiges Fahrwasser. Am 20. September 1898, abends um 21 Uhr, schloß der Dichter hier seine müden Augen für immer. Am 24. September trug man seine sterbliche Hülle die 75 Stufen hinab, um sie zum Kirchhof der Französischen Gemeinde hoch im Berliner Norden in ihre allerletzte Wohnung

zur letzten Ruhe zu geleiten. Knapp dreieinhalb Jahre später am 18. Februar 1902 folgte Emilie Fontane dem Gatten in die Ewigkeit.

[Anmerkung der Redaktion: Die vorstehende Abhandlung entstand aus zwei Führungen zu Theodor Fontanes Wohnstätten, die der Verfasser am 21. September 1968 und am 28. September 1969 für die „Landesgeschichtliche Vereinigung der Mark Brandenburg e. V., gegründet 1884“, deren Ehrenmitglied Theodor Fontane war, durchführte. Wir danken der genannten Vereinigung für die Überlassung dieses Beitrages.

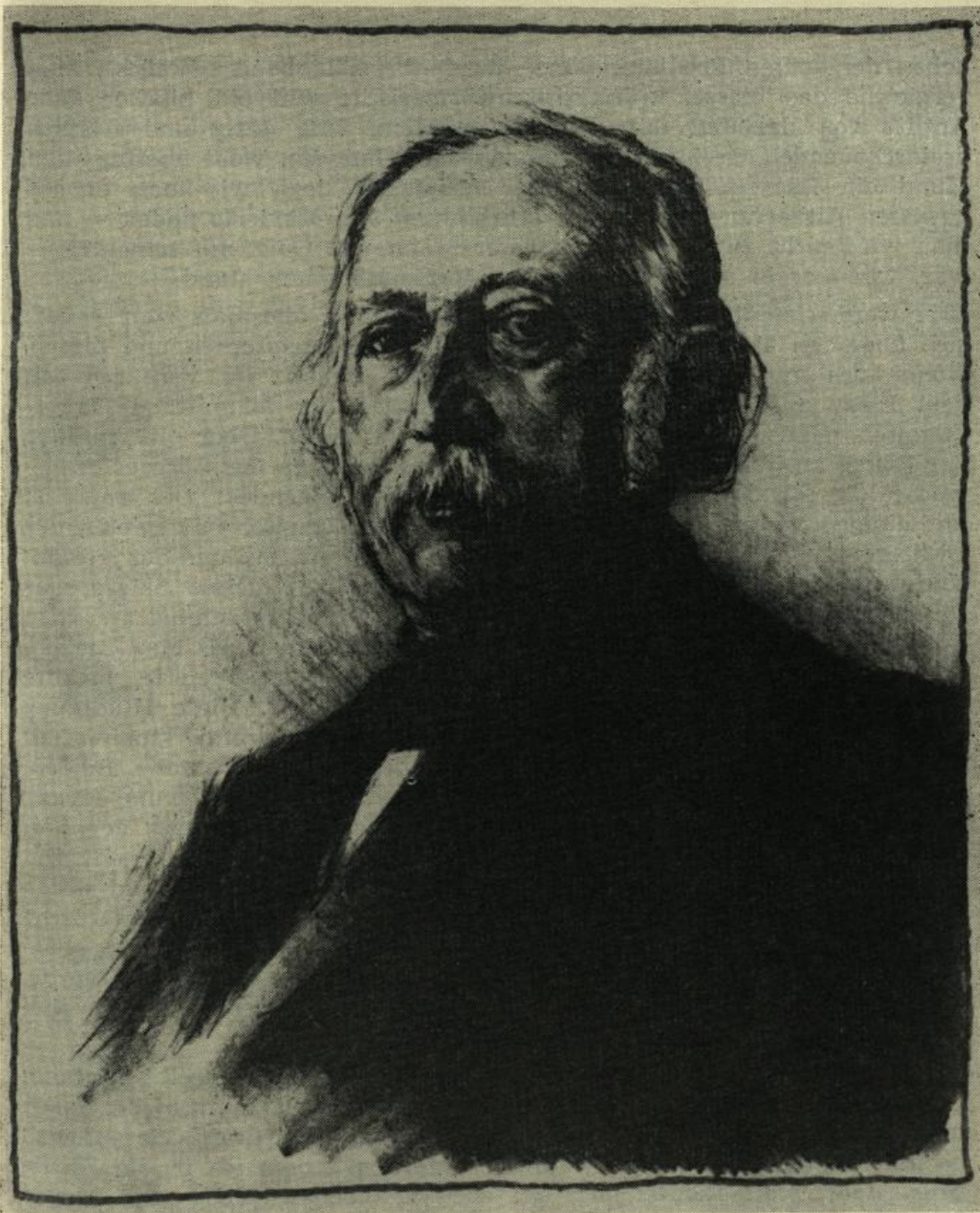
Aus Platzgründen mußte auf die Anmerkungen verzichtet werden. Die Zitierungen sind den Erstausgaben der jeweiligen Werke Fontanes entnommen. Das Zitat vom 16. September 1859 stammt aus einer Abschrift eines ungedruckten Briefes im Fontane-Archiv unter Ba 206, der Brief vom 10. Juli 1862 liegt in Abschrift unter Ba 238 im Theodor-Fontane-Archiv. Die Auszüge aus den Briefen an Mathilde von Rohr beruhen auf der Ausgabe: Theodor Fontane, Briefe 3. Briefe an Mathilde von Rohr. Berlin: Propyläen-Verl. 1971. Die Mitteilungen über die Geschichte einiger Häuser sind, ausgenommen einschlägige Wohnungsanzeigen, den Akten der Städtischen Feuersozietät Berlin, Landesarchiv Berlin (West), Rep. 180, entnommen.]

Hans Ester (Nimwegen)

Die Fontane-Lithographie Max Liebermanns: Zur Beziehung zwischen Thomas Mann und Theodor Fontane

Thomas Mann hat, wie sein Bruder Heinrich, ein für das eigene Schaffen produktives Interesse an Fontanes Erzählwerk gehabt.¹ Das essayistische Werk Thomas Manns legt beredtes Zeugnis von seiner intensiven Beschäftigung mit Fontanes Romanen, Novellen und Briefen ab. Parallel zum Interesse am Erzählwerk läuft eine Affinität mit dem hinter dem Werk gedachten Menschen Fontane. Sprechend über Fontane, hat Thomas Mann ohne Zweifel wichtige Aussagen zum eigenen Werk und zur eigenen Natur gemacht. Das Bild Fontanes, das uns aus den Essays Th. Manns entgegentritt, tendiert zu einer Stilisierung des als verwandt empfundenen Dichters, die zugleich eine Selbststilisierung bedeutet. Die Auswahl der Kriterien, der selektive Charakter der Züge, die Thomas Mann als substantiell für Fontanes Wesen und Werk sieht, bildet den subjektiven Anteil an einem Fontane-Bild, das wir deswegen als Fontane-Bild Thomas Manns bezeichnen können.

Von den essayistischen Schriften Thomas Manns zu Fontane ist der 1910 in Maximilian Hardens Zeitschrift „Die Zukunft“ (Jg. 19, Heft 1) veröffentlichte Aufsatz „Der alte Fontane“ wohl die bekannteste und wirkungsvollste geworden. Die in diesem Titel verwendete Formel vom alten Fontane, die bereits 1901 bei Wilhelm Bölsche begegnet², hat sich in der Fontane-Forschung als äußerst fruchtbar erwiesen. Besonders der Begriff der Skepsis zieht sich wie ein roter Faden durch diesen Versuch, Fontane an Hand der Briefe zu porträtieren. Fontanes Skepsis richtet sich, nach der Auffassung Thomas Manns, nicht nur gegen Erscheinungen



im gesellschaftlichen und politischen Bereich, sondern auch gegen das eigene Künstlertum und den Wert der Kunst im Vergleich zum ‚Leben‘. In ‚Der alte Fontane‘ werden Fontanes Gesichtszüge als signifikant für die Entwicklung des Dichters aufgefaßt und wird aus ihnen eine Lebenshaltung abgeleitet, die Thomas Mann als das tragende Gerüst des erzählerischen Werkes sieht. Bei einem Vergleich von zwei Bildnissen des Dichters heißt es in diesem Aufsatz: ‚Man betrachte seine Bildnisse: das jugendliche im ersten Band der Briefe an seine Freunde etwa

neben der späten Profilaufnahme, die den Nachlaßband schmückt. Man vergleiche das blasse, kränklich-schwärmerische und ein bißchen fade Antlitz von dazumal mit dem prachtvollen, fest, gütig und fröhlich dreinschauenden Greisenhaupt, um dessen zahnlosen, weiß überbuschten Mund ein Lächeln rationalistischer Heiterkeit liegt, wie man es auf gewissen Altherren-Porträts des achtzehnten Jahrhunderts findet, — und man wird nicht zweifeln, wann dieser Mann und Geist auf seiner Höhe war, wann er in seiner persönlichen Vollkommenheit stand.³

1954 werden Fontanes Briefe für Thomas Mann abermals zum Anlaß, sich über den Tonfall von Fontanes Briefstil auszusprechen und diesen, wenn auch mit einer geringen Nuance der Distanz im Vergleich mit dem Essay aus dem Jahre 1910, zum Tonfall der männlichen Hauptgestalten seines Alterswerks in Beziehung zu setzen. Über die Ausgabe der Briefe an Friedlaender schreibt Thomas Mann in der Zürcher ‚Weltwoche‘ (Jg. 22, Nr. 1056 vom 5. Februar 1954) folgendes: ‚Der Band ist mit einigen vorzüglichen Porträts geschmückt, darunter mit zweien des Dichters: Liebermanns meisterhafte Skizze vom Jahr 1896 und der Kreidezeichnung des Menzel-Schülers Fritz Werner (...).‘⁴ Diese Skizze war für Thomas Mann nicht der erste Anlaß, über eine Beziehung zwischen Fontane und dem Maler Max Liebermann zu sprechen. Als Max Liebermann am 20. Juli 1927 seinen achtzigsten Geburtstag feierte, brachte Thomas Mann ihm eine schriftliche Huldigung dar. Diese Huldigung enthält eine Aufzählung von charakterologischen Hauptmerkmalen der Stadt Berlin, des Malers Liebermann und des Dichters Fontane. Beiden, Liebermann und Fontane, gilt Thomas Manns Liebe aufgrund dieser Merkmale im gleichen Maße: ‚Ich habe Fontane einen Sänger genannt, der zu klönen schien. Ein verwandter Reiz der Heimlichkeit geht von der Größe Liebermanns aus, die nie der ‚Wände‘ bedurfte und deren Geistigkeit jeden Augenblick bereit scheint, Esprit und fontanische Plauderei zu werden.‘⁵ Die von Thomas Mann erwähnte Skizze Liebermanns, die im Band der Briefe an Georg Friedlaender abgedruckt wurde, da sie ein aktuelles Bildnis des Briefpartners Fontane verschafft, war eine Vorstudie zu einer anderen Kreidezeichnung.

In einem Brief vom 19. März 1896 an die Tochter Mete schreibt Fontane: ‚Ich gehe, wie Dir Mama wohl schon geschrieben hat, unruhigen Tagen entgegen, Sitzungstage, Maltage. Ich freue mich aber drauf, einmal weil es nun doch endlich mal ein richtiger Maler ist, dem ich in die Hände falle, dann weil Liebermann ein ebenso liebenswürdiger wie kluger Mann ist. —‘⁶ Das Resultat dieser Sitzungstage, die bezeichnenderweise in der Korrespondenz mit dem Schmiedeberger Freund Georg Friedlaender nicht erwähnt werden, waren zwei Kreidezeichnungen, von denen die zweite, in lithographierter Form, wohl das bekannteste Bildnis Fontane überhaupt geworden ist.⁷ In der Zeitschrift ‚Pan‘, die im Verlag F. Fontane & Co — Berlin erschien, wurde Liebermanns Lithographie 1896 veröffentlicht (1. Hälfte des 2. Jahrgangs, 1. und 2. Heft. Mai bis Oktober 1896, vor S. 1). 1899 brachte diese kostbar ausgeführte Zeitschrift Autobiographisches und Gedichte aus Fontanes Nachlaß.

Mit der zweiten Zeichnung Liebermanns war Thomas Mann bereits 1947 in Berührung gekommen. Vermittler war dabei ein Mann, dessen umfangreiches Porträtwerk nachhaltig von Max Liebermann beeinflusst wurde: Paul Citroen. In das Jahr 1934 fällt der erste schriftliche Kontakt des am 15. Dezember 1896 geborenen niederländischen Malers mit dem von ihm bewunderten Dichter Thomas Mann. Die erste persönliche Begegnung zwischen Thomas Mann und Paul Citroen im Jahre 1936 in Küßnacht war für Thomas Mann Anlaß, gegenüber dem Maler seine Begeisterung über das von diesem gezeichnete Porträt (1935) der Tochter Erika zum Ausdruck zu bringen. Citroen hatte jedoch mehr im Sinne als die Kinder Thomas Manns zu malen und zu zeichnen. Er wollte Thomas Mann selber zeichnen. Dies gelang 1939, als Thomas Mann und seine Frau Katja ihren Urlaub an der niederländischen Nordseeküste verbrachten. Dazu heißt es in einem 1957 veröffentlichten Aufsatz Citroens: ‚Thomas Mann hatte ein für einen Porträtisten besonders ‚schwieriges‘ Gesicht, es war zusammengesetzt aus verschiedenen, sich widersprechenden Elementen, es war bestimmt kein typisches Schriftstellergesicht, man konnte seinen Besitzer für einen Diplomaten halten oder für einen Wissenschaftler, für einen Bankdirektor oder auch für einen pensionierten Militär. Wenn wir nicht sein Werk hätten, dieses wundervolle Gleichnis tief-menschlichen Kämpfertums, voll höchster Intelligenz, könnten wir aus seinem Gesicht niemals ‚klug‘ werden, und ich muß bekennen, daß es für mich stets etwas Rätselhaftes, Seltsames behielt, das über meine Begriffe ging. Ich habe ihn porträtiert, nicht weil sein Gesicht sich zum Abbilden eignete – es war im Gegenteil ausgesprochen ungeeignet dafür – sondern weil ich seinen Geist bewunderte und liebte.‘⁸ Die Zeit bis 1945 war eine abrupte Unterbrechung des immer intensiver werdenden Kontaktes zwischen Citroen und Thomas Mann. Nach dem zweiten Weltkrieg ergriff Paul Citroen die Initiative zu erneutem Kontakt. Anläßlich eines Briefes vom 12. November 1945, den Thomas Mann ihm von Kalifornien aus schrieb, heißt es bei Citroen im bereits erwähnten Aufsatz: ‚Gezaust und gerupft kamen wir aus der Blutzeit wieder zum Vorschein. Von dem Mann aber, der uns als ein Lebender, als ‚eine Stimme aus Amerika‘ in diesen Jahren moralisch die größte Stütze gewesen, kam folgendes, mir zu Herzen gehendes Schreiben (...)‘⁹ 1947 porträtierte Citroen Thomas Mann zum zweiten Mal bei Gelegenheit eines neuen Nordseeaufenthaltes des Ehepaares Mann in Noordwijk aan Zee. Im gleichen Jahr kaufte Citroen in der Kunsthandlung De Bois in Haarlem die Fontane-Lithographie Liebermanns. Für ihn war Liebermann keine unbekannte Größe, er hatte Liebermann als fünfzehnjähriger Junge in Berlin persönlich gekannt. Als Citroen im Herbst 1947 Thomas Manns Essay ‚Der alte Fontane‘ wieder einmal las, stand sein Entschluß fest. Er schickte die Lithographie nach Kalifornien. Zweimal dankte ihm Thomas Mann für dieses Geschenk. Er schrieb an Citroen am 2. und 22. November 1947. Der Wortlaut der beiden Briefe, die hier zum ersten Mal gedruckt werden, ist folgender:

1550 San Remo Drive
Pacific Palisades, California.
2. November '47

Lieber Herr Citroen,

Mit dem bewunderswerten Fontane-Bildnis von Liebermann haben Sie mir eine ganz besondere Freude gemacht. Ich danke Ihnen herzlich für das schöne Geschenk. Die Zeichnung soll gerahmt werden und einen guten Platz im Hause finden.

Wie weit liegt unsre Europareise schon wieder zurück — in Traumeshferne. Aber sie ist eben doch gewesen, und an vieles dabei Erlebte denke ich mit Dank und Freude zurück. Das gilt nicht zuletzt von dem Weidersehen mit Holland, das auch unsere Wiederbegegnung brachte. Unterdessen ist mein neuer Roman dort drüben erschienen¹⁰, und erste Schweizer Besprechungen gehen bei mir ein, die von einer gewissen erfreulichen Aufregung, ja Erschütterung zeugen. Nicht zu verwundern! Ist doch das Büchlein mir selber recht nahe gegangen.

Und Ihre Strand-Aufnahmen? Ist aus den Skizzen irgend was geworden? Dann bekomme ich das Resultat gewiß einmal zu sehen.

Gute Wünsche und Grüße!

Ihr Thomas Mann

Pacific Palisades, California, 22. 11. 1947

Lieber Herr Citroen,

wie sehr habe ich mich über den Liebermannschen Fontane gefreut! Ein Meisterwerk. Herzlichen Dank! Ich lasse ihn rahmen und werde einen guten Platz im Hause für ihn finden.

Europa liegt zurück wie ein Traum, dem ich gern nachhänge hie und da. Ich hoffe es wiederzusehen.

So ein Bild, wie der Fontane ist, sollten Sie auch von mir machen!

Alles Gute!

Ihr Thomas Mann ¹¹

„So ein Bild, wie der Fontane ist, sollten Sie auch von mir machen!“ Die Frage kommt auf, ob Thomas Mann dies nicht bereits in gewissem Sinne selber gemacht hatte. Oder umgekehrt, beruhte sein Fontane-Bild nicht in hohem Maße auf Identifikation mit einem in bezug auf Herkunft, Erzählethos und letztlich in bezug auf die Leben und Werk tragende Lebensanschauung als verwandt empfundenen Dichter?

1955 kurz vor seinem Tode kam Thomas Mann zum letzten Mal nach Noordwijk. Am 20. Juli 1955 zeichnete Paul Citroen Thomas Mann zum dritten Mal. Es sollte das letzte Porträt Thomas Manns werden.

Kein Bildnis Fontanes wird heutzutage mehr ins Licht gerückt, das Bild des kritischen, skeptischen Erzählers und Zeitgenossen wiederzugeben, als die Fontane-Lithographie Max Liebermanns. In jeder Bildmono-

graphie zu Fontanes ist sie enthalten. Sie findet sich in der Bibliographie von Joachim Schobeß von 1965, in Hans-Heinrich Reuters Monographie von 1968 und bis Heft 24 auf der Umschlagseite jedes einzelnen Heftes der Fontane-Blätter. Wer das Fontane-Archiv in Potsdam besucht, wird sofort nach dem Eintritt mit der Lithographie in stark vergrößerter Form konfrontiert. Ein Indiz für das Warum der Bedeutung dieser Lithographie enthält das, was Heinrich Mann 1927 in seiner Huldigung für den achtzigjährigen Liebermann schrieb: „Max Liebermann tat im ganzen Leben wohl keinen Pinselstrich zuviel.“¹² Heinrich Mann konnte sein Urteil auf eigener Anschauung basieren. Es gibt ein Bild von ihm, auf dem im Hintergrund die Fontane-Lithographie Liebermanns sichtbar ist.¹³

Anmerkungen

- 1 Eine alle Aspekte der Beziehung zwischen Fontane und Thomas Mann umfassende Arbeit fehlt noch. Folgende Einzeluntersuchungen sind der Beziehung zwischen den beiden Dichtern gewidmet:
 Karl **Diedenhofen**, Theodor Fontane und Thomas Mann. Eine vergleichende Untersuchung als Beitrag zu den Problemen der Ironie und der Bedeutung des intellektuellen Elementes in der Literatur. Bonn 1951. Phil. Diss. vom 13. 11. 1951.
 Hans **Ester**, Zwischen Skepsis und Glauben. Die Fontaneforschung im Zeichen der Nachwirkung Thomas Manns. In: Duitse Kroniek, Jg. 27, Nr. 3-4, Dezember 1975, S. 144-157.
 Walter **Jens**, Thomas Mann. Der letzte deutsche Schriftsteller. In: Duitse Kroniek, Jg. 27, Nr. 2, August 1975, S. 53-67.
 Katharina **Mommsen**, Gesellschaftskritik bei Fontane und Thomas Mann. Heidelberg 1973 (Reihe: Literatur und Geschichte, Bd. 10).
 Georg **Potempa**, Bogen und Leier. Eine Symbolfigur bei Thomas Mann. Oldenburg 1968.
 F. J. **Raddatz**, Gedanken um den alten Fontane. In: Neue Deutsche Literatur, 1956, H. 8, S. 112-122.
 Oskar **Seidlin**, Der junge Joseph und der alte Fontane. In: Festschrift für Richard Alewyn. Hrsg. von Herbert Singer und Benno von Wiese. Köln/Graz, 1967. S. 384-391.
 Ronald **Schweizer**, Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine vergleichende Untersuchung zu Stil und Geist ihrer Werke. Zürich 1971. (Diss.)
 Hans Rudolf **Vaget**, Thomas Mann und Theodor Fontane. Eine rezeptions-ästhetische Studie zu ‚Der kleine Herr Friedemann‘. In: Modern Language Notes, Jg. 90, 1975, S. 449-471.
- 2 Wilhelm **Bölsche**, Vom alten Fontane. In: W. B., Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. 1901, S. 37-49.
- 3 **Thomas Mann**, Gesammelte Werke, Bd. IX: Reden und Aufsätze 1. Frankfurt 1960, S. 9.
- 4 **Thomas Mann**, Ebd., S. 822.
- 5 **Thomas Mann**, Gesammelte Werke, Bd. X: Reden und Aufsätze 2. Frankfurt 1960, S. 443.
- 6 **Theodor Fontane**, Briefe II. Briefe an die Tochter und die Schwester. Hrsg. von Kurt Schreinert und Charlotte Jolles. Berlin 1969, S. 251.
- 7 Die erste Kreidezeichnung befindet sich in der Kunsthalle Bremen.
- 8 **Paul Citroen**, Wie ich Thomas Mann zeichnete. In: Bulletin Museum Boymans, VIII, Nr. 1, Rotterdam 1957, S. 22-39. Das Zitat befindet sich S. 31.
- 9 **Paul Citroen**, Ebd., S. 31.
- 10 Gemeint ist der Roman ‚Doktor Faustus‘.
- 11 Der Abdruck dieser beiden Briefe geschieht mit freundlicher schriftlicher Genehmigung von Frau Katia Mann, Kilchberg am Zürichsee. An dieser Stelle möchte ich Herrn Paul Citroen Wassenaar (Niederlande) meinen herzlichsten Dank aussprechen für die Hilfe, die er mir beim Zustandekommen dieses Aufsatzes geleistet hat.

- 12 Heinrich Mann, Huldigung für Max Liebermann. In: H. M., Essays, Bd. 1. (Ausgewählte Werke, Bd. XI. Hrsg. von Alfred Kantorowicz. Berlin 1954, S. 423.
- 13 Das Bild ist abgedruckt worden in: Klaus Schröter, Bildmonographie Heinrich Mann. Hamburg 1971, S. 149. Aufgrund einer Nachforschung des Heinrich-Mann-Archivs konnte festgestellt werden, daß Heinrich Mann sich auf dem erwähnten Bild in seiner eigenen Wohnung befindet. Wann die Aufnahme gemacht wurde, konnten weder das Heinrich-Mann-Archiv noch der Bilderdienst des Süddeutschen Verlags (München), der das Foto der Bildmonographie zur Verfügung stellte, mir mitteilen. – Herr Klaus Schröter teilte mir schriftlich mit, daß er das Photo auf „Los Angeles, vierziger Jahre datieren würde, da nämlich H. Mann sich in derselben Haltung, ja offensichtlich im selben Jackett zeigt, wie auf dem in meiner Monographie auf S. 143 abgebildeten Photo“.

Bibliographischer Nachsatz: Nach Abschluß des Manuskriptes erschien folgender Aufsatz: Werner Psaar, Alonzo Gieshübler und der kleine Herr Friedemann. Versuch einer Grenzbestimmung. – In: Der Deutschunterricht. Jg. 28, H. 5. Stuttgart 1976, S. 35–57.

Joachim Krueger (Berlin)

Kuglers und Storms Inzestgedichte

Mit dem wiederaufgefundenen Text von Kuglers Ballade „Stanislaw Oswiecin“

Im Storm-Kapitel seiner Lebenserinnerungen „Von Zwanzig bis Dreißig“ erzählt Fontane, wie es dazu kam, daß Theodor Storm das Gedicht „Geschwisterblut“¹ (ursprünglich unter dem Titel „Schlimmes Lieben“) schrieb. Fontane schildert die Sitzung des Literarischen Sonntagsvereins „Tunnel über der Spree“, in dem Storm als Gast erschien, und berichtet dann: „Irgendwer hatte ein Gedicht vorgelesen, in dem eine verbrecherische Liebe zwischen Bruder und Schwester behandelt wurde. Man fand es mit Recht verfehlt, am verfehltesten aber fand es der mitkritisierende Storm, der, als er sein Urteil abgeben sollte, des weiteren ausführte, daß vor allem ‚die schwüle Stimmung‘ darin fehle. ‚Nun, Tannhäuser,‘ so rief man ihm zu, ‚dann machen Sie’s doch‘. Und Storm war auch wirklich dazu bereit und erschien vierzehn Tage später mit dem von ihm zugesagten Gedicht ‚Geschwisterliebe‘, aber nur, um einen totalen Abfall zu erleben.“²

Uns geht es hier nicht darum, darauf aufmerksam zu machen, daß in Wirklichkeit das vorgetragene Gedicht nicht von allen „Tunnel“-Mitgliedern als verfehlt empfunden wurde, daß später nicht Storm selbst (der im „Tunnel“ seinen Rütli-Namen „Tannhäuser“ führte) erschien und „Geschwisterblut“ (nicht „Geschwisterliebe“) las, sondern daß Friedrich Eggers dieses ihm von Storm zugesandte Gedicht vortrug, und zwar nicht zwei, sondern sechs Wochen später. Diese kleinen Erinnerungsfehler sind in der Fontane-Literatur längst richtiggestellt worden. Vielmehr wenden wir uns dem Gedicht zu, durch das Storms „Geschwisterblut“ veranlaßt wurde. Aus den von Fontane geführten Protokollen der „Tunnel“-Sitzungen vom 2. Januar 1853 und 13. Februar

1. 423.
rich
nn-
ten
cht
des
er-
nit,
ich
igt,
der
nn.
att-

1853, die auszugsweise gedruckt worden sind³, war bekannt, daß es sich bei diesem Gedicht um die Ballade „Stanislaw Oswiecim“ von Franz Kugler handelte. Der Verfasser selbst hatte sie vorgetragen. Indessen war der Text der Ballade bisher nicht zugänglich, da sie offenbar nicht gedruckt worden ist und keine Abschrift überliefert war. Erst kürzlich ist es dem Autor dieses Aufsatzes gelungen, im Archiv des „Tunnels über der Spree“, das die Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin verwahrt, eine lithographierte Abschrift von „Stanislaw Oswiecim“ aufzufinden.

Wie es auch sonst mit den Dichtungen geschah, die im „Tunnel“ vorgetragen und dann abschriftlich dem Archiv des Vereins einverleibt wurden, so hat man die Ballade von einem gewerbsmäßigen Abschreiber kopieren lassen, um die Abschrift dann, offenbar zur Verteilung an die Vereinsmitglieder, lithographisch zu vervielfältigen.

Hier der Text der Kuglerschen Ballade⁴:

Stanislaw Oswiecim

„Was hilft es, zu kasteien den Leib!
Was helfen die Wangen, die blassen!
Ich liebe dich wie kein andres Weib
Und will von dir nicht lassen!

Und bin ich deines Vaters Sproß
Und deiner Mutter Erbe:
Nicht ließen sie mir Leut und Schloß,
Daß all meine Lust verderbe!

Und hat der Pfaff dir's angetan
Und schilt dich des Bruders Buhle:
Im heiligen Rom sitzt Papst Urban
Auf Petri heiligem Stuhle.

Zwei Schlüssel in seinem Wappen stehn,
Zu lösen und auch zu binden,
Ich werd ihn gnädig bei rechtem Flehn,
Bei rechter Gabe finden.

Leb wohl, leb wohl und laß es den Leib,
den süßen, nicht entgelten!
Und kehr ich wieder, bist du mein Weib,
Und soll kein Pfaffe mehr schelten!“

Er zog sie noch einmal in seinen Arm,
Sie kannte kein Widerstreben;
Er küßt sie noch einmal brennend warm,
Sie küßt ihn mit heimlichem Beben.

Er schritt hinaus aus dem stillen Gemach,
Hinaus aus dem Grafenschlosse,
Die harrenden Diener schritten ihm nach,
Sie schwangen sich auf die Rosse.

Sie trugen silberne Tressen stolz
Und Zäume, mit Silber beschlagen;
Sie trugen ein Kästchen von Ebenholz,
Drin Rollen Goldes lagen.

Sie führten am Sattel blankes Geschoß
Zum Schirm für weites Wandern;
Sie saßen vom Morgen bis Abend zu Roß,
Von einem Tage zum andern.

Sie ritten über Berg und Strom,
Sie pflegten der Weile nimmer,
Bis ihrem Blick die Kuppeln von Rom
Auftauchten im Morgenschimmer.

Es schollen die Glöcklein im Morgenglanz,
Es schollen die frommen Lieder.
Abends toste der Mummenschanz
Die Gassen auf und nieder.

Und als er kniete vor Urbans Stuhl
Und sein Begehren gesprochen,
Rief zürnend der Papst: „Vom höllischen Pfuhl
Die Pforten sind umgebrochen!

Hinweg! Auf deiner sündigen Bahn
Sei du des Heiles vergessen!“
Da ging der Graf zum Lateran
Und stiftete zwanzig Messen,

Wohl eine Messe früh und spät,
Sooft der Mond sich wendet.
Die Chorberrn priesen ihn im Gebet,
Daß er so fromm gespendet.

Und als er kniete vor Papst Urban
Und sein Begehren erneuet,
Sprach der mit Lächeln: „Was du getan,
Hat mein Gemüt erfreuet.

Doch halber Weg ist weit vom Land,
Dein Will ist noch nicht der meine!“
Da nahm der Graf des Kämmerers Hand,
Führt ihn zum Ebenholzschreine.

Der Kämmerer trug des Papstes Ring,
Zu nehmen und Dank zu zollen;
Und als er zurück nach Hofe ging,
Trug er die goldnen Rollen.

Wieder kniete der Graf beim Papst;
Der sprach mit mildem Sinne:
„Was du der armen Kirche gabst,
Auch dir sei's zum Gewinne.

Doch immer ist es ein schwach Gewicht,
Eh du nicht gingest zur Buße,
Eh du die heilige Treppe nicht
Erklommen mit knieendem Fuße.

Die heilige Treppe, die ragend steht
Beim Lateranerkloster, —
Stufe für Stufe mit frommem Gebet,
Mit Ave und Paternoster.

Doch hast du solche Buße getan,
Dann wandle zur Kanzleien,
Brief und Siegel sollst du empfahn
Und deine Schwester freien.“

Da neigte der Graf sich tief genug
Auf Urbans goldne Sandalen;
Das Kreuzeszeichen über ihm schlug
Der Papst zu dreien Malen.

Dann sprang er empor, dann stürmt es ihn fort,
Das lange Werk zu enden,
Bis daß Urbans besiegeltes Wort
Lag in seinen Händen.

Aufstieg der andre Morgen hell;
Sie huben an zu reiten,
Sie waren einst geritten schnell,
Sie ritten schneller zum zweiten.

Und als sie von fern das Schlößlein sahn,
Sangen sie jubelnde Lieder;
Doch nicht vom Söller, nicht vom Altan
Klang es wie Jubel wieder.

Und als sie durch das Säulentor
In frohem Trabe gesprenget,
Sahn sie droben mit schwarzem Flor
Des Grafen Wappen verhänget.

Aus der Kapelle schimmerten rot
Die Kerzen am Altare:
Es lag die junge Gräfin tot
Auf der schwarzen Bahre.

Diese Ballade ist nicht gerade ein Meisterwerk. Die manchmal ein wenig klappernden Verse sind in unregelmäßigen Rhythmen abgefaßt und beginnen größtenteils jambisch. Die Sprache paßt sich dem Chronikentstoff an und altertümelt (Buhle; Schirm [für Schutz]; Weile [für Ruhepause]; empfahn). Das Unvermittelte und Sprunghafte des Balladenstils, das Naive der Erzählweise, die stereotype Wiederholungen an den Satz- bzw. Versanfängen liebt, weiß Kugler einigermaßen zu treffen. In einigen Strophen (13, 14 und 17) stellt, ob nun beabsichtigt oder nicht, die zweite Hälfte der Strophe eine (an Heine erinnernde) kritisch-ironische Antithese der ersten Hälfte dar.

Den Hauptinhalt der Ballade bilden die Reise des Grafen nach Rom, die drei Audienzen beim Papst, die Habgier der katholischen Kirche, die zugleich bußfertige Unterwerfung verlangt, und schließlich die Rückreise. Von den siebenundzwanzig Strophen sprechen nur sechs von dem Liebesverhältnis zwischen Bruder und Schwester.

Der Gesamteindruck bestätigt Storms beiläufiges Urteil, demzufolge Kugler „ja kaum ein Poet war“ (Brief an G. Keller vom 7. August 1885)⁵.

Was uns aber an der Ballade interessieren soll, das ist weniger ihr künstlerischer Wert oder Unwert als vielmehr die Einstellung Kuglers zur Inzestproblematik.

An sich war es ein ziemlich unerhörtes Wagnis, im „Tunnel“ eine Ballade mit solchem Thema vorzutragen. Denn was die Liebe anging, so verlangte „Tunnel“ ohnehin eine sublimierte Darstellung und verwahrte sich gegen realistischere Gestaltung. Deshalb wurde z. B. Fontanes Gedicht „Maria und Bothwell“ — gemäß Fontanes eigenem Sitzungsprotokoll vom 19. Oktober 1851 — von einigen als „widerwärtig“, ja, als „ekelhaft“ empfunden. Es war daher vorauszusehen, daß sich der „Tunnel“ nun gar mit dem Inzest noch schwerer abfinden würde. Allerdings mußte die Reaktion des „Tunnels“ wesentlich davon abhängen, wie sich der Dichter zum Inzest stellte. Und in dieser Hinsicht kam Kugler den Auffassungen des „Tunnels“ bzw. seiner Majorität gewiß entgegen.

Abgesehen davon, daß Kugler eine breite Ausmalung des verbotenen Liebesverhältnisses vermeidet, gibt er durch den Schluß seiner Ballade zu erkennen, daß er den Inzest bedingungslos verdammt. Dieser Schluß, der unvermittelte Tod der Schwester, ist natürlich poetisch tadelnswert, da die Motivierung fehlt und der Eindruck der Zufälligkeit unabweisbar ist; er hat aber offenbar die Funktion, die dargestellten Vorgänge abschließend zum ethischen Standpunkt aus zu bewerten, d. h. den Inzest mitsamt dem päpstlichen Konsens zu verwerfen. Der plötzliche

Tod der Schwester bekundet, wie wir mit Storm vermuten dürfen⁶, nichts anderes als das Eingreifen Gottes, der den Inzest verhindert.

Besonders an diesem Punkte setzte die Kritik Storms an. Storm, der sein „Geschwisterblut“ als „positive Kritik“ verstanden wissen wollte⁷, hat seine Abweichungen von Kugler selbst folgendermaßen erläutert: „Das Gedicht selbst anbelangend, so ist der Stoff mit dem Kuglerschen nur insofern gemeinsam, als in beiden Gedichten die Geschlechtsliebe zwischen Bruder und Schwester vorkommt; bei Kugler ist sie aber nur die Veranlassung dessen, was dargestellt wird, bei mir der eigentliche Vorwurf des Gedichtes. Auch im übrigen habe ich den Stoff nach meinem poetischen Bedürfnis umgestaltet. Bei K. hat die Schwester sich der Leidenschaft ergeben und stirbt am Schluß des Gedichtes, bei mir bleibt sie leben und ergibt sich am Schluß des Gedichtes“ (Brief an Eggers vom 6. Februar 1853)⁸. Daß bei Kugler die Schwester stirbt, war auch nach Storms späterer Ansicht „überhaupt kein Schluß, nur ein Notdach“ (Brief an G. Keller vom 7. August 1885)⁹.

Bei der künstlerischen Gestaltung des Stoffes hat Storm das Lyrische, zumal das Gefühlsleben der Schwester, stark betont und statt dessen den Bericht über Geschehnisse (wie Reise und Audienzen) fast ganz in den Hintergrund gedrängt. Er erzielte auf diese Weise die gewünschte „schwüle Stimmung“ und im ganzen eine lyrische Auffassung des Stoffes. Gottfried Keller, der „Geschwisterblut“ sehr schätzte, hat daher das Gedicht „nicht zu der epischen Poesie, sondern zu der lyrischen im höchsten Sinne“ gerechnet, denn „dies alles ist die ergreifendste Lyrik“ (Brief Kellers an Storm vom 19. November 1884)¹⁰.

Ferner weicht Storm von Kugler darin ab, daß es nach seiner Darstellung dem Bruder nicht gelingt, das Einverständnis des Papstes zu erhalten. Diese Änderung war für Storm notwendig, da er eine prinzipiell andere Haltung zum Inzestproblem einnahm und darum einer päpstlichen Ausnahmebewilligung nicht bedurfte.

Denn Storm betrachtet die ethische Norm, die den Inzest verbietet, als nicht absolut verbindlich. Ausgehend von der materialistischen Auffassung, daß jede Sitte ihr „reelles Fundament“ hat, stellt Storm fest, das Inzestverbot beruhe darauf, daß in der Regel der natürliche Trieb zu einer Verbindung von Bruder und Schwester fehlt. Diese Tatsache bildet eben das „reelle Fundament“ der ethischen Norm. Ist aber der Trieb ausnahmsweise doch vorhanden, so argumentiert Storm in einem Brief an Friedrich Eggers vom 29. März 1853, dann kann der einzelne „sich der allgemeinen Sitte gegenüber oder vielmehr entgegen zu einem Ausnahmefall berechtigt fühlen. Daß er nun sein natürliches Recht, nachdem er es vergebens mit der Sitte in Einklang zu bringen gesucht hat, kühn gegen alles Verderben eintauscht, was den Bruch in das Allgemeingültigē [...] über ihn bringen muß, da ist das, was ich als den poetischen Schwerpunkt empfunden habe“¹¹.

Nach Storm kann sich also – in der Dichtung! – der einzelne über eine solche triebbedingte ethische Norm hinwegsetzen, wenn er sich durch sein „natürliches Recht“ dazu ermächtigt glaubt. Allerdings ist vorauszu-

sehen, daß er damit seinem Verderben entgegengeht, da er am Widerstand der Gesellschaft scheitern wird. Aus solchen Auffassungen heraus gab es für Storm keine Veranlassung, sein Gedicht mit dem Sieg der herrschenden Moral enden zu lassen, da die abweichende Entscheidung des einzelnen in Storms Augen durchaus ihrerseits ethisch wertvoll ist. Denn sie beruht auf einem „natürlichen“, subjektiv begründeten Recht.

Allerdings ist Storm dieser seiner Sache nicht allezeit sicher gewesen, so daß er gelegentlich den Stoff als „überhaupt wohl kaum berechtigt“ bezeichnet hat (Brief an Mörike vom 2. Dezember 1855)¹².

An anderer Stelle hat er indessen seine Auffassung und bestimmte Grundpositionen seiner dichterischen Aussage sehr energisch verteidigt und dabei den ethischen Belangen sogar eine durchaus untergeordnete Stellung angewiesen. Er schrieb nämlich an Friedrich Eggers am 13. März 1853: „Soll der Stoff einmal behandelt werden, so muß die Schönheit und Kraft der Leidenschaft dargestellt werden, wie sie alles andre vor sich niederwirft und überstrahlt; und dies beides enthält der Schluß des Poems. Die Darstellung der Leidenschaft darf nicht dadurch geschwächt werden, daß der Dichter sie zuletzt noch in irgendeiner Weise einem sittlichen Motive unterordnet; die sittlichen Verhältnisse haben in diesem Gedichte nur die Bedeutung, daß sie besiegt werden.“¹³

Für Kugler war eine solche Haltung zum Inzestproblem, hinter der man fast einen ästhetischen Immoralismus vermuten könnte, undenkbar und untragbar. Ihm stand fest, daß das Sittengesetz siegen muß, und zwar so unverrückbar, daß er nichts dabei fand, diesen Sieg durch den unmotivierten, also poetisch zufälligen Tod der Schwester herbeizuführen. Er zog also einen Verstoß gegen Forderungen der Ästhetik dem Vergehen gegen Gesetze der Ethik vor. Den „so sehr im Stoffe liegenden Konflikt von Sitte und Leidenschaft“, den Storm namentlich behandelt sehen wollte (Brief an Mörike vom 2. Dezember 1855)¹⁴, gab es für Kugler in diesem Falle nicht.

In diesem Sinne hat Kugler zu Storms „Geschwisterblut“ Stellung genommen, und zwar in einem Brief an Storm vom 18./19. Mai 1853, und Kugler scheint auch die theoretischen Erörterungen gekannt zu haben, mit denen Storm in seinem Brief an Friedrich Eggers vom 29. März 1853 seine Auffassungen zu begründen versuchte. Kugler erkennt zwar die „Schönheit“ von „Geschwisterblut“ an, konstatiert dann jedoch unumwunden: „Aber das Ganze, wie es ist, darf meo voto¹⁵ nicht existieren — ich bin hier entschiedener Terrorist. Es ist häßlich, und der Anfang viel mehr noch als der Schluß.“ Kugler tadelt an dem Anfang des Stormschen Gedickts das ihm „widerwärtige Verhalten oder doch Nichtverhalten des Sinnlichen“ und fordert, daß die Handlung am Schluß „in irgendeinen wüsten, jenes frevelhafte Spiel rächenden Graus umschlagen“ müßte. Er erwartet also Sühne und den Sieg der Sittlichkeit.

Indem Kugler dann offenbar auf die von Storm gegenüber Eggers geäußerte Theorie der Triebbedingtheit des Inzestverbots eingeht, warnt er Storm: „Es kommt vor, daß Sie [...] veranlaßt werden, gefährliche

sittliche Probleme zu ersinnen, die Lösung derselben statt geradezu mit der Naivität des Gefühles (die doch sonst Ihre Sache ist) mit dem Raisonnement des Verstandes (ich sage nicht: der Vernunft) bewerkstelligen, diesem kalt und äußerlich Gemachten das duftige Gewand Ihrer Poesie umhängen und somit Dingen Leben geben, die — und zwar aus dem ersten und gerechtesten, dem sittlichen Grunde — kein Recht zur Existenz haben. Dies ist etwas Pathologisches, oder deutlicher: etwas Krankes, Unechtes, das ich aus Ihrer Poesie fortwünsche.“¹⁶

Auf Kuglers Standpunkt steht übrigens auch Friedrich Eggers, der in seinem Brief an Storm vom 10. März 1853, entsetzt darüber, daß in Storms Gedicht „zwei leidenschaftlichen Menschen Blutschande“ droht und sie, da der Konsens des Papstes ausbleibt, „die Sünde auf ihre eigene Rechnung“ wagen wollen, ausruft: „Wie kann man das zum Gegenstand eines Kunstwerkes machen? Wie kann man mit Mitteln einer Stormschen Muse den jammervollen Fall verherrlichen? Mit welchen Gründen wollen Sie eine solche Behandlung des Stoffes ästhetisch rechtfertigen, namentlich, da Sie sich nicht außerhalb unserer christlichen Anschauung stellen?“¹⁷

Kugler und Eggers sprechen also klar aus, daß die ästhetischen Gesichtspunkte („Schönheit und Kraft der Leidenschaft“) sich den ethischen Normen, die im Christentum begründet sind, und damit der herrschenden Moral unterzuordnen haben. Und dies umso mehr, als sie im Unsittlichen zugleich das Häßliche erblicken. Daß, was das Christentum angeht, „Geschwisterblut“ zum Gegenteil tendiert, ist Storm wohl bewußt, denn er selbst nennt den Schluß des Gedichtes „sehr heidnisch“ (Brief an Mörike vom 2. Dezember 1855)¹⁸. Nicht zuletzt daher rührt die ungewöhnlich heftige Opposition Kuglers und Eggers’.

Ihre Auffassungen entsprachen jedoch denen der Majorität des „Tunnels über der Spree“. Im „Tunnel“ mußte daher Storms Gedicht nicht nur abgelehnt, sondern verworfen werden. Und das geschah auch.

Das Gedicht wurde im „Tunnel“ in der ersten, in Eile¹⁹ geschriebenen Fassung vorgetragen, die die Leidenschaft der Schwester noch stärker zum Ausdruck brachte. Allerdings, obwohl Storm *nach* der Lesung auf Friedrich Eggers’ Einwände hin eine Überarbeitung vorgenommen und eine zweite, leicht gemilderte Fassung geschaffen hat (die Ende 1854 gedruckt worden ist), unterschied sich doch die erste Fassung nicht grundsätzlich von der zweiten²⁰. Das abschließende Urteil des „Tunnel“ über „Geschwisterblut“ gibt Fontane in seinem Protokoll vom 13. Februar 1853 wieder: Trotz Anerkennung verschiedener Vorzüge „brach man um des völlig verfehlten und beinahe widerwärtigen Schlusses willen den Stab über das Ganze und bezeichnete es als eine freilich talentvolle, dennoch aber durchaus verwerfliche Arbeit.“²¹

Diesem Urteil schloß sich auch Fontane an, der am 8. März 1853 an Storm schrieb: „Ich bekenne freimütig, daß ich mit der Majorität war und bewunderte und — verwarf.“²²

Neben der Mehrheit gab es allerdings eine Minderheit, die sich *für* das Gedicht Storms aussprach und sich mit großem Nachdruck dafür ein-

setzte. Friedrich Eggers berichtete Storm darüber am 10. März 1853: „Ihre Arbeit hatte die größte Wirkung. Ich mußte noch einmal lesen und die letzte Hälfte noch einmal. Die lebhafteste Erörterung schloß sich an, und ich habe niemals Himmel und Hölle so nah beieinander gesehen. Man wurde sehr warm, die einen hoben das Gedicht bis an die Sterne, kamen an den grünen Tisch gelaufen, um sich Prachtstellen nochmal einzuprägen [...]“²³. Doch vermochten sich die Anhänger Storms nicht durchzusetzen.

„Stanislaw Oswiecim“ dagegen stand dem Geschmack des „Tunnels“ näher. Allerdings konnte auch Kuglers Ballade keine positiv urteilende Mehrheit finden, aber es kam wenigstens zu einem Unentschieden, nicht zu einer Ablehnung. „Die Urteile darüber“, schreibt Fontane im Sitzungsprotokoll vom 2. Januar 1853, „gehn in erstaunlicher Weise auseinander und füllen die tiefe Kluft zwischen ‚Schlecht‘ und ‚Sehr gut‘ vollständig aus“²⁴. Im einzelnen berichtet Fontane: „Die Angreifer tadelten die Wahl des ganzen Stoffs, die Widerwärtigkeit einer solchen Liebe, die behagliche Schilderung eines verworfenen Papsttums und die auf bloßen Zufall hinauslaufende Lösung des Konflikts. Die Verteidiger und Lobspender meinten hingegen: Der Stoff sei ganz famos, Geschwisterliebe sei keineswegs widerwärtig, die Schilderung des Papsttums halte sich innerhalb der Schranken einer gewissen Wohlwollenheit, und die Lösung des Konflikts, d. i. der Tod der Schwester, sei keineswegs ein Zufall, sondern habe seine tiefe sittliche Notwendigkeit. Die streitenden Parteien kamen zu keiner Einigung“²⁵.

Das hing allerdings, wie Fontane dann erläutert, auch damit zusammen, daß religiöse Fragen (Kritik am Papsttum) mit im Spiele waren, über die eine Einigung sowieso ausgeschlossen war.

Immerhin wurde „Stanislaw Oswiecim“ nicht einfach abgelehnt und schon gar nicht verworfen. Ja, Kugler hatte die Genugtuung, daß eine „starke Majorität“ des „Tunnels“, nachdem Kugler seine Ballade vor der Verlesung des Stormschen Gedichtes des besseren Vergleiches wegen noch einmal vorgetragen hatte, ihm bestätigte, „daß man bei der ersten Lesung [...] strenger als nötig verfahren und mit dem Tadel zu stark ins Zeug gegangen war“, wie aus Fontanes Protokoll vom 13. Februar 1853 zu entnehmen ist²⁶.

In der unterschiedlichen Bewertung der Gedichte Kuglers und Storms widerspiegeln sich die politischen und ästhetischen Auffassungen des „Tunnels über der Spree“. In seiner Mehrheit preußisch-konservativ, dem Liberalismus allenfalls zugeneigt, wenn er als zahmerer Altliberalismus auftrat, war der „Tunnel“ (von einer Minorität abgesehen) nicht willens, dem sich gegen die Gesellschaft stellenden Individuum jenes „natürliche Recht“ zuzugestehen, das Storm forderte. Und ebensowenig wollte die Majorität in der Dichtung einen Konflikt zwischen Sittlichkeit und Leidenschaft zulassen, wenn nach ihrer Überzeugung die Sittlichkeit allein zu entscheiden hatte. Darüber hinaus stieß aus ästhetischen Gründen das Inzestthema als dichterischer Stoff überhaupt auf den Widerstand eines größeren Teiles der „Tunnel“-Mitglieder.

Neben äußeren Anlässen werden es solche Meinungsdivergenzen bewirkt haben, daß Storm im „Tunnel“ nicht heimisch und niemals Mitglied des Vereins wurde.

Anmerkungen

- 1 Enthalten in: Th. Storm: Sämtliche Werke. Hrsg. von P. Goldammer. 2. Aufl. Bd. 1. Berlin, Weimar 1967, S. 125–127.
- 2 Th. Fontane: Von Zwanzig bis Dreißig. Leipzig 1955, S. 223 (Sammlung Dieterich. Bd. 180). – Ähnliche Berichte gibt Storm in seinen Briefen an E. Mörike vom 2. Dezember 1855 und an G. Keller vom 7. August 1885; der letztere enthält verschiedene Erinnerungsfehler. Enthalten in: Th. Storm: Briefe. Hrsg. von P. Goldammer. Berlin, Weimar 1972; Bd. I, S. 293; Bd. II, S. 331. – Diese Ausgabe der Briefe Storms wird im folgenden abgekürzt als „Storm: Briefe“ zitiert.
- 3 E. Kohler: Die Balladendichtung im Berliner „Tunnel über der Spree“. Berlin 1940, S. 366 f. (Germanische Studien H. 223.)
- 4 Für die freundliche Erlaubnis zur Veröffentlichung der Ballade dankt der Verfasser Frau Dr. Waltraut Irmscher, Direktor der Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität zu Berlin.
- 5 Storm: Briefe II, 331.
- 6 Vgl. Storms Brief an Eggers vom 6. Februar 1853, in: Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers. Hrsg. von H. W. Seidel. Berlin 1911, S. 12.
- 7 Storm: Briefe II, 331.
- 8 Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers. Hrsg. von H. W. Seidel. Berlin 1911, S. 11 f.
- 9 Storm: Briefe II, 331.
- 10 Der Briefwechsel zwischen Theodor Storm und Gottfried Keller. Hrsg. von P. Goldammer. Berlin 1960, S. 160.
- 11 Abgedruckt in: Th. Storm: Sämtliche Werke. Hrsg. von P. Goldammer. 2. Aufl. Bd. 1. Berlin, Weimar 1967, S. 690.
- 12 Storm: Briefe I, 294.
- 13 Storm: Briefe I, 176.
- 14 Storm: Briefe I, 293.
- 15 (lat.) nach meiner Meinung.
- 16 Abgedruckt in: Th. Fontane: Sämtliche Werke. Bd. 15. Hrsg. von K. Schreinert und J. Neuendorff-Fürstenau. München 1967, S. 546.
- 17 Neunundachtzig bisher ungedruckte Briefe und Handschriften von Theodor Fontane. Hrsg. von R. von Kehler. Berlin 1936, S. 20. – Auch in: Th. Storm: Sämtliche Werke. Hrsg. von P. Goldammer. 2. Aufl. Bd. 1. Berlin 1967, S. 688. Wir zitieren nach Goldammer.
- 18 Storm: Briefe I, 294.
- 19 Vgl. Storms Brief an Eggers vom 6. Februar 1853; enthalten in: Theodor Storms Briefe an Friedrich Eggers. Hrsg. von H. W. Seidel, Berlin 1911, S. 11.
- 20 Vgl. die Varianten in Th. Storm: Sämtliche Werke. Hrsg. von P. Goldammer. 2. Aufl. Bd. 1. Berlin, Weimar 1967, S. 690 f.
- 21 E. Kohler: Die Balladendichtung im Berliner „Tunnel über der Spree“. Berlin 1940, S. 367.
- 22 Th. Fontane: Von Dreißig bis Achtzig. Sein Leben in seinen Briefen. Hrsg. von H.-H. Reuter. Leipzig 1959, S. 108 (Sammlung Dieterich. Bd. 248).
- 23 Vgl. die beiden Stellennachweise in Anmerkung 17.
- 24 Nach dem im „Tunnel“-Archiv befindlichen Manuskript zitiert.
- 25 E. Kohler: Die Balladendichtung im Berliner „Tunnel über der Spree“. Berlin 1940, S. 366 (Germanische Studien. H. 223).
- 26 Ebenda. S. 367.

Pierre Barthélemy Fontane (1757–1826)

Der Großvater Theodor Fontanes

Nach Aufzeichnungen Friedrich Fontanes und Heinrich Hauers

Im Theodor-Fontane-Archiv befindet sich im Teilnachlaß Friedrich Fontanes die maschinenschriftliche Abschrift einer Aufzeichnung des dritten Sohnes unseres Dichters unter dem Titel: „Pierre Barthélemie Fontane“ und Auszüge aus der 1834 in Quedlinburg gedruckten Selbstbiographie* des damals in Suderode im Ostharz lebenden und wirkenden Pädagogen Heinrich Hauer, der den Großvater Theodor Fontanes persönlich kennengelernt hatte.

Friedrich Fontane berichtet: Vom alten Pierre Rouanet, dem Großvater meiner Mutter, wußte ich viel, von dem Großvater meines Vaters dagegen wußte ich nichts. Zwischen den beiden Pierre Barthélemy waltet eine nicht alltägliche Duplizität. Räumlich voneinander knapp 75 km getrennt, verbrachten sie den größten Teil ihres Lebens, der eine in Berlin, der andere in dem südöstlich davon gelegenen Städtchen Beeskow. Beiden Männern war es vergönnt, ihre Arbeitskraft in den Dienst unserer Mark Brandenburg zu stellen. Ja, selbst das gleiche Amt eines Stadtkämmerers hätten sie bekleidet, wenn nicht der alte Fontane von einem Jahre andauernden Augenleiden befallen worden wäre. Eine Parallele besteht selbst darin, daß jeder der beiden dreimal verheiratet war, und daß ihre sechs Frauen – mit einer Ausnahme – begüterten Familien aus unserer Mark entstammten. Bäcker, Brauer, Fleischer, Schneider waren darunter vertreten. Nur in ihrem Glaubensbekenntnis wichen die beiden Pierres von einander ab. Der alte Fontane war Calvinist, das heißt französisch-reformiert, während der alte Rouanet trotz seiner drei evangelischen Frauen katholisch blieb.

Pierre Barthélemy ist daran schuld, daß der ursprüngliche Name Fontaine, durch Fallenlassen des kleinen „i“ in Fontane umgewandelt wurde. Pierre Barthélemy schrieb sich bis 1795 aller Wahrscheinlichkeit nach noch Fontaine.

Der Begründer unseres Berliner Familienzweiges war ein Strumpfwirker, Jacques Fontaine, der in Nimes im Languedoc als Sohn des Kaufmanns Pierre Fontaine am 26. Februar 1662 geboren war. Aber es ist nicht der erste Fontane gewesen, der in die kurfürstlichen Staaten flüchtete. Das war auch ein Jacques, aber ein stud. med., dessen Name bereits 1690 zusammen mit zweiunddreißig anderen Réfugiés erwähnt wird. Die Heimat dieses stud. med. Jacques war die Saintonge, das alte von der Charente durchflossene, im Süden an die Gironde grenzende Gouvernement. Hier war die eigentliche Hochburg des Hugenottentums. Und hier stand auch die Wiege unseres Geschlechts.

Ältester Sohn des Strumpfwirkers Jacques Fontaine war der Zinngießer Pierre François Fontaine. Der Vater unseres Pierre war ebenfalls Ber-

* Die Unterlagen verdanken wir Herrn Dietrich Wilde, Peine. Heinrich Hauer wurde am 24. 2. 1763 in Wegeleben, Kreis Halberstadt, geboren und starb am 8. 3. 1838 zu Quedlinburg.

liner Zinngießer und hieß auch Pierre Barthélemy. Er heiratete 1756 eine deutsche Frau, die erste in der Familie, die einen deutschen Stamm-
baum hat: Marie Luise Schröder. Der Kronprinz traf pünktlich nach
Jahresfrist ein. Und als die geborene Schröder nach siebzehnjähriger
Ehe den Mann verliert, ist die Frage akut, was der sechzehnjährige
Junge eigentlich werden soll. Sie konnte es sich leisten, dem einzigen
Kinde Barthélemy auch noch nach Verlassen der teuren Schule eine
vorzügliche Ausbildung geben zu lassen. Hier muß Pierre Barthélemy
sein gutes Französisch erlernt haben. Inzwischen war die Familie in ein
eigenes Haus nach der Lindenstraße übersiedelt. Hier in diesem
aufblühenden Stadtviertel hat denn auch Pierre den größten Teil seines
Lebens verbracht. Wohin ihn die Wanderjahre führten, ob sein zeichne-
risches Talent auf Kunstakademien vervollkommnet wurde, wir wissen
nichts von dieser Sturm- und Drangperiode. Daß seine Reisen ihn auch
ins Ausland geführt haben, ist fast anzunehmen. Nur so erklärt sich
seine Vorliebe für Pastellmalerei nach englischen Meistern, so auch die
Beherrschung des Italienischen, das er wohl an Ort und Stelle studiert
haben mag.

Mit dreiundzwanzig Jahren ist er wieder in Berlin. Das geht aus einem
Brief vom August 1803 hervor, der an den Kabinettsrat Niethé gerichtet
ist. Er nennt sich darin einen „unglücklich gewordenen treuen Diener,
der gegen dreiundzwanzig Jahre, größtenteils unter den Augen der
Königin selbst, nützlich gewesen ist.“ Seine ersten Beziehungen zum
Hofe müssen demnach 1780 begonnen haben, also noch unter der Regie-
rung des „alten Fritz“. In einem Ausstellungskatalog lesen wir: „Herr
Peter Fontane, Zeichenmeister der königl. Kinder, stellt ein Pastell aus
nach Raphael Mengs“ (ein Cupido!). 1794 wird Peter Fontane in dem
Berliner Adreßbuch bereits als „Kammerdiener“ der Kronprinzessin,
„Wohnung: Lindenstraße im eigenen Hause“ und 1798 zum ersten Male
als „Sekretär“ Ihrer Majestät bezeichnet (Wohnung im Schloß zu
erfragen). Es unterliegt daher wohl keinem Zweifel, daß die Königin,
die durch ihr gelegentliches Erscheinen während des Zeichenunterrichts
ihrer zwei oder drei Söhne das Glück Peter Fontanes eingeleitet haben
soll, die zweite Gemahlin Friedrich Wilhelm II., eine Prinzessin Luise
von Hessen Darmstadt, und nicht — wie Theodor Fontane in seinem
Buche „Meine Kinderjahre“ sagt — die Königin Luise gewesen ist.
Als Pierre Barthélemy als dreiundzwanzigjährige Hilfskraft schon bei
Hofe Beschäftigung fand, ist es sehr wahrscheinlich, daß er auch dem
damaligen, erst zehn Jahre alten Kronprinzen Zeichenunterricht erteilen
durfte. Dadurch erklären sich auch die mannigfachen Gnadenbezeugungen
Friedrich Wilhelms III. Als dieser die berühmte Luise heiratet, rekom-
mandiert er ihr, seinen alten Zeichenlehrer zum Kammerdiener zu
nehmen. Und als sich unser Peter eines solchen Vertrauenspostens als
würdig erweist, avanciert er schnell zum Sekretär Ihrer Majestät,
sobald sie Königin geworden ist. Als solcher hat er jahrelang ihre
Korrespondenz und das Rechnungswesen geführt.

In vorbildlicher Eintracht hatten Mutter und Sohn nun schon manches Jahr im bescheidenen Eigenheim in der Lindenstraße miteinander geschaltet und gewaltet. Der Kunstsinn unseres Pierre Barthélemy hatte die Wohnräume mit Geschmack ausgestattet. Da hingen schon – wie dann später in der Löwenapotheke und jetzt wieder bei mir – die zwei englischen kolorierten Kupfer, noch in ihren alten Mahagonie-Rahmen. Der bekannte große Cunninghamsche Stich „Der alte Fritz auf einem Schimmel sitzend, umgeben von seinen Generälen“, schmückte gewiß auch schon damals die Wand über einem Sofa, wie viele Jahrzehnte lang, die Arbeitsstube meines Vaters. Da stand auch bereits einer der beiden Spieltische. Und endlich, da tickte in ihrem Kirschbaumgehäuse auch schon die alte Berliner Standuhr*, die so manche Generation unseres Geschlechts kommen und gehen sah. Bei ihrem Schlage wird auch das Profilbild in Bleistift und Pastell** gezeichnet worden sein, das ihr Sohn für die Familie festgehalten hat. Ein Jahr danach, fast siebzigjährig, hat die geborene Schröder dann für immer die Augen geschlossen. Ihren Herzenswunsch, den Sohn gut versorgt zu wissen, sah die alte Frau noch erfüllt. Schon ein Dreiunddreißigjähriger hatte sich Pierre Barthélemy endlich bequemt, mit der ersten Gattin vor den Traualtar in der Jerusalemerkirche zu treten. Krasses Hugenottentum prägt sich bei aller sonstigen Frömmigkeit in ihm nicht mehr aus, ist in der deutschen Gemeinschaft längst aufgegangen. Auch seine beiden anderen Ehen sind nicht mehr von französisch-reformierten Geistlichen eingesegnet worden. Seine erste, nur um ein knappes Jahr jüngere Frau war eine geborene „Deubel“. Die geborene Deubel wird Stammutter der zwei noch bestehenden Linien. Louis Henri Fontane, der Vater des Dichters, war ein Kind aus der ersten Ehe Pierre Barthélemy mit der geborenen Deubel.

Die nur sieben Jahre währende erste Ehe mit der geborenen Deubel stellt für unseren Pierre die Glanzzeit seines Lebens dar. Anscheinend in recht auskömmlichen Verhältnissen lebend, darf er der Neigung, mit Pinsel und Palette zu hantieren, nach Herzenslust nachgehen. Ob seine Aquarelle auch Käufer fanden, möge dahingestellt bleiben. Jedenfalls wurde der Zweck, sich bei seinem hohen Protektor, dem Kronprinzen und baldigen König in Erinnerung zu bringen, durch die ausgestellten Bilder erreicht. Nach der Anstellung als Kammerdiener darf er rasch die nächste Sprosse auf der Leiter emporsteigen, er ist auf dem besten Wege, Karriere zu machen. Aber schon naht auch das Verhängnis. Zum erst gelinde auftretenden Augenleiden gesellen sich Schicksalsschläge, am schlimmsten der frühe Verlust der geliebten Frau, die ihm zwei Knaben im zartesten Alter hinterläßt. Man kann dem jungen Witwer nachfühlen, daß er nach zwei Jahren die Trauerkleider wieder ablegt und das Risiko einer zweiten Ehe eingeht, schon um den verwaisten Kindern eine neue Mutter zu geben und wieder Ordnung im Hause zu haben. Auch seine noch lebende Mutter, die geborene Schröder, mag

* Heute im Heimat-Museum Neuruppin.

** Heute im Theodor-Fontane-Archiv.

dringend zu der Wiederverheiratung mit Anna Marie Reimann geraten haben: „Dienstag, den 27. November 1798 habe ich um Demoiselle Reimann angehalten, und Selbige den Sonntag zum ersten Mal gesehen.“ So kritzelt er auf einen Zettel.

Bald nach der Geburt des dritten Knaben, des einzigen Kindes aus der zweiten Ehe, stirbt die Großmutter an Wassersucht in Berlin. Es ist, als ob mit dem Ableben der trefflichen Marie Luise, geborene Schröder, auch der gute Stern unseres Pierre zu erblässen anfängt. — Die ganze Aera der achtjährigen Ehe mit der Reimann gestaltet sich für die Familie zu einer richtigen Leidenszeit. Viel Krankheit im Hause, dazu beträchtliche Geldverluste wechseln miteinander ab. Ein sich von Tag zu Tag verschlechterndes nervöses Augenleiden zwang Pierre Barthélemy seine zu den schönsten Hoffnungen berechnete Hofbeamtenlaufbahn im Alter von nur sechsundvierzig Jahren abubrechen.

Friedrich Fontane fährt fort: In der ausführlichen als Antwort ergehenden Staatsarchiv den umfangreichen Antrag des Pierre Barthélemy Fontane an die Königin mit, ihn krankheitshalber von seinem Posten zu entbinden. Hier heißt es u. a.: „Jetzt bleibt mir kein ander Mittel übrig als, den einstimmigen Rat aller Sachverständigen, selbst den des fünften Rats Hufeland nicht ausgenommen zu folgen und zu versuchen, ob ich durch den Genuß der reineren Landluft und durch größere Bewegung vielleicht so glücklich bin, meine äußerst geschwächten Seh-Nerven zu stärken...“

Friedrich Fontane fährt fort: „In der ausführlichen als Antwort ergehenden Kabinetts-Order vom 9. September prägt sich eine ganz besonders gütige Anteilnahme an dem leidenden Zustand des alten Dieners aus. Es soll erst ein Versuch gemacht werden, ob sich nicht eine Genesung von dem Übel durch längere Schonung und Fernbleiben von den Geschäften ermöglichen läßt. Der König bewilligt ihm deshalb die Dispensation auf einige Jahre mit Beibehaltung des Gehalts und der Emolumente, und erlaubt ihm während dieser Zeit, seinen Aufenthalt innerhalb des Landes ganz nach Gutfinden zu wählen. — Hiervon macht er Gebrauch. Nach Abwicklung und Übertragung der Geschäfte an den Nachfolger, den Kabinetts-Rat Niethé, gratuliert Pierre Weihnachten 1803 dem König noch zum Neuen Jahr... Dann begibt sich die Familie nach Schlesien, wo in Liegnitz wohl nahe Verwandte der Reimann wohnten. Der Minister und Administrator von Schlesien, Graf Hoym, scheint unsern Pierre zunächst für das Kämmereramt in dem kleinen Gebirgsstädtchen Schmiedeberg bestimmt zu haben. Er soll dafür 200 Thr. Wartegeld beziehen, die ihm aber nicht ausgezahlt werden. Als das Augenleiden sich trotz aller Schonung und Pflege immer noch nicht bessert, glaubt Hoym, ihm lieber den Posten eines Polizeidirektors von Liegnitz übertragen zu sollen, was jedoch durch den plötzlichen Einfall der Bayern auch wieder vereitelt wird. Selbst die Auszahlung einer kleinen königlichen Pension gerät ins Stocken. Man darf sich nicht wundern, die Katastrophe von Jena hatte eine total verworrene politische

Konstellation nach sich gezogen. Die trostlose Lage und das Elend der Familie wird noch vermehrt, als dem kranken Mann nun auch die zweite Frau einem Nervenfieber erliegen sollte. „Am 24. Januar 1807“, registriert er müde auf seinem Zettel – „morgens gegen 8 Uhr starb meine liebe Frau Anne Marie, geb Reimann, in Liegnitz, und im März desselben Jahres verließ ich diese Stadt.“ Fünfzig Jahre alt traf er krank und gebrochen mit seinen drei Jungen im Jahre 1807 wieder in Berlin ein.

Anfang Juli wird der Friede von Tilsit geschlossen. Auch die königliche Familie kehrt zurück, und Pierre, in höchster Not, muß gleich an die königliche Huld und Gnade appelliert haben. Nicht umsonst! ... Schon am 12. Dezember 1807 ergeht eine Kabinettsorder, durch die der Kastellanposten von Schloß Schönhausen unserem Pierre übertragen wird. Ein Satz darin lautet: „Wiewohl er bei den angezeigten Umständen über die bloße Einbehaltung seiner Pension aus der Schmiedeberger Kämmerei usw. sich nicht beklagen könne“. – Pierre dankt sofort, „daß er mit seinen unmündigen Kindern durch diese Ernennung aus einer trostlosen Lage befreit worden sei.“

Als ob mit dem Eintritt der dritten Frau in die Familie der gute Stern unseres Pierre wieder zu leuchten beginne, gestaltete sich der dreiundeinhalb Jahre währende Aufenthalt in Schönhausen wirtschaftlich und gesundheitlich für Pierre und die Seinen recht günstig. Wie er und wo er seine dritte Frau kennen lernte, war nicht in Erfahrung zu bringen. Gerade diese Tagebuchseiten sind herausgeschnitten. Außer der kurzen Mitteilung auf einem Zettel: „Meine jetzige Frau Friedérique, geb. Werner, aus Breslau, habe ich in Kl. Schmogerau bei Wohlau in Schlesien am 5. März 1808 geheiratet“, gelang es uns nur, die Abschrift des Trauscheines der evangelischen Kirchengemeinde Beschine zu erlangen: „Der wohlgeborene Herr Peter Barthelomäus Fontane, königl. pr. Geheimesekretär aus Berlin, ist mit der wohlgeborenen Dem. Charl. Friedérique Werner aus Kl. Schmogerau, des weil. Wohlgeb. Herrn Karl Friedrich Werner königl. Geheimrats und zweiten Stadt- und Polizeidirektors in Breslau hinterlassenen Tochter erster Ehe, auf dem Schloß in Kl. Schmogerau von dem Herrn Pastor Brand aus Herrnmotschwitz getraut. Alter des Sponsus nicht angegeben, Alter der Sponsa: 29 Jahr.“

Unseren Pierre Barthélemy als guten Sohn, Gatten und Vater zu zeigen, bedarf noch einiger Worte. Pierre Barthélemy hat ein Tagebuch geführt. Es hat die Ausstattung der damaligen Zeit: Diarium/Format, Lederrücken und -Ecken mit verblaßten Goldarabesken, handmarmorierter Deckel und Vorsatz, Rotschnitt und das übliche haltbare deutsche Büttenpapier. Fast dreiunddreißig eng beschriebene Seiten, in der zierlichen Schrift des einstigen Zeichenmeisters, haben die Aufzeichnungen wohl der bemerkenswertesten Begebenheiten aus seinem Leben enthalten. Alles kurz, prägnant, nüchtern, gewissermaßen im Telegrammstil. Aber bis auf ganz wenige Blätter existieren sie nicht mehr, – sie sind herausgeschnitten worden. Kein anderer, als die dritte Frau hat diese Blätter kassiert. Auf Seite 39 steht die letzte Eintragung ihres Mannes unterm

26. Mai 1823: „Ich habe mein Haus Friedrichstraße 230 an Herrn Kasierer Bückling für 18200 Thr. Cour. verkauft.“

Blieb die Ehe mit der geborenen Werner auch kinderlos, so muß sie doch mindestens ebenso harmonisch und zufriedenstellend ausgefallen sein, als es die beiden ersten Bündnisse unseres Pierre gewesen waren. Welche seltene Harmonie diese Ehe beherrschte, spricht sich in den Zeilen aus, die der schon sechsundsechzigjährige Pierre Barthélemy, nur wenige Jahre vor seinem Tode, noch in das Stammbuch der Werner geschrieben hat: „Oh, mögest Du, geliebte Gefährtin meines Lebens, stets den vorzüglichsten Gegenstand des Segens und der Liebe der göttlichen Vorsehung seyn und bleiben, dann würde der aufrichtige Wunsch dessen erfüllt, welcher unabänderlich und bis ins Grab seyn wird, Dein Dich zärtlich liebender Gatte und Freund P. B. F.“

In ihrer Verehrung für die alte Werner wetteiferten auch die in die Familie einheiratenden jungen Frauen. Wieder ist es ein altes Stammbuch, diesmal der Frau Apotheker gehörend, in das Friedérique Fontane, geborene Werner, der eben Jungvermählten bei der Übersiedlung nach Ruppin folgenden Wunsch mit auf den Weg gibt: „In den neuen Verhältnissen Deines Lebens möge Gottes Segen, Gesundheit und Zufriedenheit Dich sehr beglücken, als es aus der Fülle des Herzens wünscht und Dir aufrichtig gönnt: Deine Dich herzlich liebende Mutter.“

In zierlicher Handschrift, ein Zeichen dafür, daß das Augenleiden in seinem Alter nachgelassen oder behoben gewesen sein muß, setzt Pierre Barthélemy darunter: „Dem gewiß gut gemeinten Wunsch der guten Mutter trete ich aufrichtig bei und wünsche Dir, liebe Tochter, gleichfalls alles, was Deine Zufriedenheit in diesem Leben befördern und Dich selbst glücklich machen kann Dein Dich aufrichtig liebender Vater.“

Geruhsame und beschauliche Tage und Jahre dürften nun der Familie beschieden gewesen sein. Jede, fast die kleinste Begebenheit seiner Familie wird von unserem Pierre gewissenhaft und etwas pedantisch notiert: „Am 1. April 1819 hat sich Louis in Neuruppin etabliert. Gott der Allmächtige mache ihn zum Gegenstand seines Segens!“

Am 5. Oktober 1826 schloß der Kabinetts-Sekretär für immer die Augen. Wir zitieren die Eintragung der Werner: „Den 5. Oktober morgens 3 Uhr, ging mein innigst geliebter Fontane nach zehntägigem harten Krankenlager, nachdem er wohl ein ganzes Jahr immer leidend gewesen, zur ewigen Ruhe ein. Mein ganzes irdisches Glück ist zerstört. Möge der allmächtige Gott mir Kraft verleihen, mein hartes kummervolles Los mit Ergebung tragen zu können und auch mich bald an seiner Seite betten!“

Noch um siebzehn Jahre hat die gute Werner unsern Pierre überlebt und getreulich und auch in seinem Sinne das Tagebuch bis fast zu ihrer letzten Stunde geführt. Nach ganz kurzer Krankheit verstarb sie am 14. April 1843.“ Hiermit enden die Aufzeichnungen Friedrich Fontanes. (Signatur des Fontane-Archivs Ga 3.)

* * *

Den Schilderungen Friedrich Fontanes lassen wir den Bericht des Lehrers Heinrich Hauer, der in seinem Leben mehrere Male mit Pierre Barthélemy Fontane zusammentraf, folgen. Hauer erhielt im September 1800 von Fontane folgenden Brief: „Ihr vorzügliches kleines Werk über die Freuden der Kindererziehung lese ich bereits zum drittenmale. Auf Befehl Ihrer Majestät der Königin, welche es gleichfalls mit dem höchsten Vergnügen gelesen, muß ich die Allerhöchst eigenhändig unterstrichenen wichtigsten Stellen abschreiben und auf diese Art daraus einen kleinen Auszug bilden, welchen Sie bei Sich tragen will; übrigens hat Sie mir befohlen, diesem kleinen Werk einen vorzüglichen Platz in Ihrer Bibliothek anzuweisen. Ihre Majestät sehen mit Vergnügen Ihrer neuen Arbeit, welche sie unter den Titel: ‚Eine Lustreise mit den Kindern in einige Gegenden des Niederharzes‘ angekündigt haben, entgegen, und werde nach Ihrer mündlichen Äußerung auf 10 Exemplare pränumerieren.“ Berlin, den 10. September 1800. Der Geheime Cabinets-Sekretär Fontane.

Pierre Barthélemy Fontane hatte Heinrich Hauer u. a. mitgeteilt, daß ihn in Rüdersdorf, Mark Brandenburg, die freiwerdende Lehrerstelle angeboten wird. Hauer hatte sich daraufhin, bevor er eine feste Zusage geben wollte, die Besichtigung des Ortes vorbehalten. Am 7. April 1801 trat er von Suderode die Reise an. Er hatte den Auftrag, sich auf der Rückreise der Königin vorzustellen. Hauer schreibt: „Mit dem Osterfeste war der Hof auch wieder nach Potsdam gegangen. Als ich dahin kam, fiel es mir ein, daß ich doch wohl dem Kabinetts-Sekretär, Herrn Fontane, meine Aufwartung und meinen Dank abstaten müsse, indem derselbe viel dazu beigetragen haben konnte, daß mir die huldvollsten Auszeichnungen zu Theil würden; und demselben auch meine Gründe bekannt zu machen, warum ich nicht nach Rüdersdorf gehen konnte.

Die Aufnahme bei demselben war höchst menschenfreundlich. — Mit wirklicher Furcht betrat ich das große Schloß, worin der Kabinetts-Sekretär seine Wohnung mit hatte; aber die edle und freundliche Aufnahme lösten sehr schnell die Fesseln des Herzens und der Zunge. Herr Fontane fand meine Gründe sehr billig und meinte: ‚Er an meiner Stelle würde dasselbe tun.‘ — Damit ich aber die Reise nicht ganz umsonst gemacht haben sollte, versprach er mir, bei Ihrer Majestät, der Königin Louise, durch ein Fürwort darin zu wirken, daß mir die Reisekosten ausgezahlt werden möchten. Er nahm die Schriften, welche ich wegen dem Rüdersdorfer Schuldienst hatte, und ging damit zu der Königin. Mit ängstlicher Furcht verweilte ich ein Viertelstündchen in dem Zimmer des Herrn Fontane. Als er wieder zurück kam, brachte er mir die ganz unerwartete Nachricht: Ihre Majestät die Königin, wünschten mich den andern Tag um 10 Uhr persönlich zu sprechen. — Dieses machte einen schreckhaften Eindruck auf mich. Denn man denke sich meine sehr einfache Erziehung; meine wenigen Verhältnisse, welche ich mit Menschen aus den höheren Ständen gehabt; meine sehr hohe Vorstellung von einer Königin, welche gewiß viele mit mir teilen, welche so entfernt von Höfen gelebt und nie eine so erhabene Mutter eines

so großen Volkes gesehen haben; meine schlichte einfache Sprache, und — meinen schmutzigen Reiserock! Bei solchen und ähnlichen Umständen wird man sich nicht wundern, wenn ich sage, daß diese Nachricht mir ein Zittern über den ganzen Körper verursachte. Der Kabinetts-Sekretär, Herr Fontane, wußte mir aber eine so menschenfreundliche und herablassende Schilderung von Ihr zu machen, daß ich Zutrauen faßte, und alle Angst verschwand. Durch ein Billet von demselben, fand ich einen Gasthof, nicht sehr weit vom Schlosse, eine sehr honette Aufnahme, welcher ich mich, in meinen einfachen, ländlichen und schmutzigen Reisekleidern, beinahe schämte. Doch das Zuvorkommende in diesem Gasthofs beseitigte auch bald dieses.“

Wir zitieren Heinrich Hauer so ausführlich, um das menschenfreundliche Wesen des Kabinetts-Sekretärs Fontane, Großvater des Dichters Theodor Fontane, herauszustellen, von dem der in der Familien-Genealogie so bewanderte Friedrich Fontane nach seinen eigenen Angaben wenig oder nichts wußte.

Hauer fährt fort: „Halb zehn Uhr ging ich zu dem geheimen Kabinetts-Sekretär, Herrn Fontane, welcher mir noch einige Vorbereitungen gab und Mut einsprach. Da ich mit demselben durch die Wachen in das Schloß trat — der geheime Kabinetts-Sekretär wohnte in einem andern Flügel des Schlosses — die schrägen Gänge, statt der Treppen, welche mit Tuch belegt waren, empor ging, und dem Wohnzimmer der Königin näher kamen, da ließ mich der Herr Fontane in dem Vorzimmer stehn, und ging zur Königin hinein. Es dauerte nicht lange, so kam Dieselbe auf mich zu und winkte mich einzutreten.“

„... Der Nachmittag wurde in Gesellschaft mit dem geheimen Kabinetts-Sekretär, Herrn Fontane, in den Umgebungen von Potsdam zugebracht. Durch dessen Vermittlung sah ich das neue Palais in seinem Innern — aber nur oberflächlich, denn zu einer genauen Durchsicht dieses großen Prachtgebäudes gehören Monate und nicht Stunden. Von dem neuen Palais gingen wir durch den ganzen Tiergarten und betrachteten alle Gegenstände, die nur sehenswert waren, wovon mir nur noch erinnerlich sind: der Feentempel oder das Zauberschloß, das einfache, aber durch seine Geschichte großartige Schloß Sanssouci... Dann wurden noch die erhabenen Werke menschlicher Kunst in der Bildergalerie überblickt, wobei sich die Abenddämmerung schon hervorzudrängen suchte. — Nach diesem unvergeßlichen Genuß begleitete mich Herr Fontane in das Gasthaus, wo mit dem Gastgeber noch einige Rücksprache genommen wurde in Hinsicht meines Aufenthalts; und dann nahm ich äußerst gerührten und dankbaren Abschied, wobei ich von ihm die gewisse Zusage erhielt, daß er mein Freund bleiben und mich in meiner schönen Harzgegend mit einem Besuch überraschen würde. Den 15. April reiste ich von Potsdam mit den seligsten Empfindungen ab.“

Pierre Barthélemy Fontane scheint, wie sein Enkel Theodor Fontane, ein sehr zuverlässiger Mensch gewesen zu sein, der zu seinem Wort stand. Der Biographie Heinrich Hauers entnehmen wir ferner einen Bericht über ein weiteres Zusammentreffen mit dem geheimen Kabinetts-

Sekretär Fontane: „Es war im Anfang September 1802, da ich eben an einem Sonnabend an einem solchen Entwurf arbeitete, da wurde ich von einem Herrn in Reisekleidung überrascht, welchen ich in den ersten Minuten nicht zu erkennen vermochte. Da ich aber an Potsdam erinnert wurde, so fiel mirs wie eine Traumgestalt ein, daß es der geheime Kabinetts-Sekretär, Herr Fontane, war, dessen Versprechungen zu einem Besuch mir schon ganz wieder entfallen waren*. Niemand wird es mir verdenken, wenn ich sage, daß mir dieser Mann, wie weiland den Vätern des alten Bundes, ein wahrer Engel Gottes war. Er nahm keine Entschuldigung meiner Armut an, um ihn nach seinem Stande und meinem Wunsch einigermaßen bewirten zu können. — Nein, er wollte und wünschte mal, mit mir recht einfach und freundschaftlich zu leben, und mit mir die schönen Harzgebirge zu bereisen, die er schon aus meinen ‚Lustreisen in die Gegenden des Niederharzes‘ hatte kennengelernt. Er nahm als ein edler Menschenfreund mit meiner einfachen Küche und Kost, zu welchen er noch sogar die Kosten bezahlte, gern vorlieb, und wünschte durchaus nichts Delikates bei mir, was meine Küche darreichen konnte, zu genießen. Er blieb vom 11. bis zum 18. September bei mir. In dieser Zeit wurden zu Fuß alle die schönsten Gegenden des Niederharzes durchwandert. Diese Wanderungen waren für denselben ein wahrer Himmel auf Erden. Meine Bekanntschaft mit allen den schönsten Gegenden und deren Geschichten machten ihm viel Vergnügen. Sein Tagebuch wurde reichlich mit allen den Gegenständen angefüllt, welche sich darboten und welche seine Vorstellungen weit übertrafen. Daß in diesen sieben Tagen unserer Wanderung sich die Herzen gegenseitig öffneten und so manches ausgesprochen und besprochen wurde, mag sich ein jeder leicht selbst sagen. Besonders wurde es benutzt, daß er die Armseligkeit und die Gutmütigkeit sowie die Tätigkeit der Einwohner und dann die elende Beschaffenheit der königl. Forsten genau kennenlernte. Alle Pläne und Entwürfe, welche ich darüber bearbeitet und eingereicht hatte, wurden ihm mit den abschlägigen Antworten darüber vorgelegt. Die Entwürfe waren mehrenteils über solche Geschäfte, deren Produkte keine teuren Materialien erforderten, und die Verkaufspreise mehrenteils nur für Verdienst oder Arbeitslohn waren, auch war die Baumzucht ein Hauptartikel dabei, indem beinah jedes Haus mit einem Garten versehen, der Boden und das Klima des Orts sich sehr gut dazu eigneten und zu jener Zeit die Baumzucht erst im Erwachen war. Für die Frauenzimmer waren das Spitzenklöppeln und andere feine Sachen, nebst Stricken u. dgl. in Anschlag gebracht. Dieses alles fand bei Herrn Fontane vielen Beifall.“

Wir stellen abschließend fest, daß Pierre Barthélemy Fontane in seiner Stellung als Geheimer Kabinetts-Sekretär der Königin von Preußen ein recht einflußreicher Mann war, dessen Lebensauffassung und Handlungsweise durch eine humane und menschenfreundliche Ethik bestimmt wurde, die sein Enkel, der Dichter Theodor Fontane, vereinfacht auf einen kurzen Nenner brachte: „Mensch ist Mensch!“

* Das Haus, in dem Hauer 1802 Fontane empfing, ist heute in Bad Suderode (Ostharz) noch gut erhalten.

Buchbesprechung

Theodor Fontane: „Fragmente und Erzählungen. Nachträge.“ Nymphenburger Verlagshandlung München 1975. (Th. Fontane: Sämtliche Werke. Band XXIV)

Der dreißigste und letzte Band der Nymphenburger Fontane-Ausgabe liegt nunmehr vor. Aus diesem Anlasse ist allen Beteiligten an dem sechzehn Jahre währenden großen editorischen Unternehmen, darunter auch Charlotte Jolles, London, Respekt zu bekunden und zu gratulieren. Verf. dieser Zeilen glaubt es am überzeugendsten durch den lakonischen, aber wohl gewichtigen Hinweis zu tun, daß „die Nymphenburger“ als die repräsentative Fontane-Ausgabe im Handapparat der Deutschen Bücherei in Leipzig aufgestellt und damit jedem Benutzer unmittelbar zugänglich ist.

Was bringt nun dieser letzte Band, der infolge der Mehrteiligkeit manches vorausgegangenen Bandes die Nummer 24 trägt? Den Hauptinhalt bilden die erzählerischen Fragmente, deren Abdruck mit der vorliegenden philologischen Genauigkeit ohne die entdeckenden und editorischen Vorleistungen Walter Keitels und des Münchner Hanser-Verlages, aber auch Helmut Nürnbergers und Hans-Heinrich Reuters nicht möglich gewesen wäre. An den Eingang sind die frühen Erzählungen gerückt. Auf die 300 Seiten der Entwürfe als den Kern des Bandes folgt eine Fülle publizistischer Nachträge zu den Bänden IX bis XXIII der NFA, zum Beispiel zu den „Wanderungen“, zu „Politik und Geschichte“, zu den „Causerien über Theater“ oder zu den „Aufsätzen zur bildenden Kunst“. Besonders die „Nachträge“ dokumentieren den stofflich-thematisch und qualitativ unterschiedlichen Charakter der in diesem Schlußband vereinigten Beiträge. So findet sich hier mehr Formales neben ergreifenden, unveränderten Porträts (Bischof Roß, Carl Ferdinand Wiesike) und kleinen Rezensionen über militärgeschichtliche Vorträge und Publikationen, die aber Sachkenntnis mit essayistischen Prinzipien Fontanes verbinden, also subjektiv ganz angeeignet sind (S. 582 ff.). Der Anhang beginnt mit dem Nachwort Hermann Kunischs und dem Bericht der Herausgeber Rainer Bachmann und Peter Bramböck. Darauf folgen über 300 Seiten Anmerkungen der Herausgeber. Den Beschluß bilden „Ergänzungen“. Sie vereinigen von Fontane für die „Vossische Zeitung“ bearbeitete Berichte über Wilhelms I. erste Rußlandreise und über die Krönung der Königin Viktoria, Fontanes „Reisebriefe vom Kriegsschauplatz Böhmen 1866“, sein Tagebuch aus den letzten Lebensjahren, das erstmals von Ernst Heilborn abgedruckt worden war, und weitere, von Gotthard Erler und Joachim Krueger in den „Fontane-Blättern“ herausgegebene und kommentierte Entwürfe Fontanes.

Liest man frühe Erzählungen und Fragmente im Zusammenhang, so ergeben sich erneut interessante Aufschlüsse hinsichtlich der Entwicklung Fontanes überhaupt und seines künstlerischen Schaffensprozesses im besonderen. Gerade ein solcher aus allen Lebens- und Schaffens-

phasen gespeister Sammelband vermag den weiten Weg Fontanes von den epigonalen Anfängen bis zum späten Durchbruch zur unverwechselbaren urbanen eigenen Handschrift von weltliterarischem Rang zu vergegenwärtigen. Denken wir nur daran, daß zur Zeit der sentimentalromantischen Erzählung „Geschwisterliebe“ (1839) Georg Büchner mit der realistischen „Lenz“-Novelle bereits Prosa des 20. Jahrhunderts antizipiert hat. In den 50er Jahren beginnt Fontanes Prosa gegenständlicher und dichter zu werden, so in „Tuch und Locke“ und „Goldene Hochzeit“. die „Jagdgeschichten am Kap“ lesen sich wie verinnerlichter früher Freiligrath. Auch das „Wolsey“-Fragment bezeugt, etwa in der Beschreibung des Erzbischofs, einen Gewinn an Wahrhaftigkeit und Dichte. Der Realismus Fontanes in den 50er Jahren ist aber, insgesamt gesehen, ein äußerlicher Realismus, entsprechend der oberflächlichen Realismus-Definition im Aufsatz von 1853. In den 70er Jahren hört man in Fragmenten wie „Onkel Ehm“ und „Die goldene Hochzeitsreise“ erstmals den Fontane-Ton aufklingen. Mit „Allerlei Glück“ ist Fontane aus dem Aspekt der Entwürfe fest in den „Orden der Erzähler“ eingetreten. Mit „Storch von Adebar“ scheint sowohl vom Gehalt, von der ironischen Kritik an der Halbbildung herrschender Klassen wie vom tragikomischen Motiv des halben, durchschnittlichen Mannes her als auch durch die Tendenz zur intellektualisierten causeriehaften Formung die Selbstfindung Fontanes vollendet, soweit das eben angesichts eines Entwurfes gesagt werden kann. „Storch von Adebar“ verweist unmittelbar auf „Frau Jenny Treibel“ und läßt das Projekt der „Sidonie von Borcke“ eigentlich als archaischen Fremdkörper im Schaffen Fontanes erscheinen, der notwendig auch nur wenig ausgestaltet wurde. Der Band verdeutlicht also zunächst den weiten und widersprüchlichen Weg Fontanes, sein allmähliches Herausschreiten aus Epigontum, Konservatismus und literarischer Durchschnittlichkeit, während Thomas Mann als sein Haupterbe erstaunlich frühreif begann und nicht zuletzt dank Fontanes so beginnen konnte.

Band XXIV beleuchtet ferner neben dem schon angedeuteten modifizierten Weiterwirken von Motiven und Gestalten das objektiv Majakowski verwandte Prinzip der vorerst noch nicht auf ein bestimmtes Werk gerichteten Präfabrikation von dichterischem Material. Er zeigt, wie stark Fontane als Erzähler von den Charakteren und vom Gespräch, ja von Akustischem ausgeht, wie sehr er in figuralen Kontrasten, in analogen und divergierenden Parallelfällen denkt und episiert, ohne Fabelzwängen zu erliegen. Querschnittsdarstellung liegt ihm ganz offensichtlich mehr als das Dichten in Längsschnitten. Mit alledem erweist er sich natürlich als ein Zeitgenosse naturalistischer und impressionistischer Ästhetik, der er aber nicht blind folgt, sondern durch die Ausprägung eines tief anrührenden relativ lebensähnlichen Realismus der Wirklichkeitsandacht und der behutsamen Antizipation nur sehr vermittelt und entsprechend selbständig verpflichtet ist.

Weiter lassen die Entwürfe infolge ihrer Konzentration auf Wesentliches und Ursprüngliches die Eigenarten des Erzählers Fontane, vor allem

seine „Forcen“, bisweilen noch stärker hervortreten als die vollendeten Werke. So hat der Romanentwurf „Melusine von Cadoudal“, den zuerst Gotthard Erler veröffentlicht und kommentiert hat (in Fontane-Blätter II, 1, 1969) und der hier unter den „Ergänzungen“ abgedruckt ist, Bedeutung nicht nur als eine Station auf dem Wege der Verarbeitung des Melusine-Motivs durch Fontane und als Vorstufe zur Rolf-Krake-Episode im „Stechlin“, sondern er zeigt auch in konzentrierter Weise folgende für Fontanes literarisches Schaffen signifikante Züge: Unerheblichkeit der äußeren Handlung, sog. „kleiner Stil“, ironisch-humoristische Unterkühlung, Causerie, ansatzweiser, halber Sezessionismus der Figuren (aus Religion bzw. Armee) und das Kleine als Quelle alles Großen. Diese Wesentlichkeit und Repräsentanz begründet den hohen Reiz der Entwürfe für den Fontane-Kenner.

Die Frage nach der Ursache des Fragmentcharakters der Entwürfe muß der Leser meistens selbst zu beantworten versuchen. In einem Falle gibt das Nachwort Auskunft. In einem anderen Falle bietet der materialreiche Kommentar Julius Petersens, dessen Wiedergabe zu den großen Verdiensten der Anmerkungen gehört, gewisse, jedoch nicht ausreichende Anhaltspunkte. So scheint der Fragmentcharakter von „Allerlei Glück“ weniger durch die fehlende Aussicht auf Abdruck und Honorar verursacht zu sein, wie das Petersen offenbar annimmt, sondern durch das Fehlen einer wirklich tragenden und ideologisch verbindlichen Romanidee und durch zu große Disparatheit des dichterischen Materials. Insgesamt ist man in der Frage der Ursachen des Fragmentcharakters offensichtlich dem bis zu gewissem Grade zweifellos verständlichen Prinzip gefolgt, daß in diesem Falle Beschränkung angemessener sei als Mutmaßung.

Das Nachwort stammt also von Hermann Kunisch, den noch Kurt Schreiner um Betreuung der weiteren Nymphenburger Fontane-Bände gebeten hatte. Es bereitet Genugtuung, den Rilke-Interpreten auf dem Wege zu Fontane zu sehen. Die Beziehung Rilke-Fontane, die vom Verfasser des Nachwortes nicht hergestellt wird, ist übrigens nicht schlechthin abwegig. Zunächst hat Rilke Fontane selbst noch seine Reverenz erwiesen (vgl. Fontane-Blätter III, 6, 1975). Die Tatsache, daß Fontane Rilke aufgrund seiner frühen Gedichte für weiblichen Geschlechts hielt, sollte dabei nicht überbetont werden. Auch Rilke rang wie Fontane im dichterischen Werk um den ganzen Menschen, zum Teil sogar mit Fontane verwandten Mitteln, zum Beispiel mit der Vorliebe für die Nuance und mit hoher sprachlicher Geschmeidigkeit. Rilke vermochte jedoch infolge seiner Ahistorizität und Isoliertheit vom gesellschaftlichen Prozeß die realistischen Tradition des 19. Jahrhunderts nicht zu bewahren und weiterzuführen, sondern verfiel angesichts der extremen imperialistischen Entfremdung sogar der Poetisierung von Verdinglichungserscheinungen. Fontanes Neigung zur „Verklärung“ schlug hier in einen entfremdeten Humanismus um, wenn der paradoxe Begriff an dieser Stelle einmal erlaubt ist.

Beispielhafte Repräsentanz namentlich in inhaltlicher Hinsicht besitzt auch das erstmals von Walter Keitel abgedruckte Fragment „Die preußi-

sche Idee“. Es spiegelt Fontanes widersprüchliches Verhältnis zum Preußentum sehr deutlich wider und liest sich im Hinblick auf die Dialektik von Gehorsam und Auflehnung wie eine dem „Prinzen von Homburg“ verwandte Parabel.

Das Nachwort enthält interessante Beobachtungen und Feststellungen zum Verhältnis zwischen unmittelbarer und künstlerischer Äußerung bei Fontane oder zu den Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen Thomas Mann und Fontane. Es ist aber (Auswirkung Rilkes?) von einem zu engen Tendenz- und einem zu weiten Gegenstandsbegriff für die Kunst geprägt. So sieht es Fontane im „Streit zwischen Tendenz oder Nichttendenz ... außerhalb der Fronten“ und so verklärt es dann notwendigerweise die bei Fontane gelegentlich auftretenden Tendenzen zum ästhetischen Objektivismus (S. 298, 683). Wesentlicher wäre da die Orientierung auf die wiederentdeckten grundsätzlichen Ausführungen Fontanes über den Primat von „poetischem Gehalt“ und „poetischem Empfinden“ vor bloßer „Geschicklichkeit“, „Technik“ und „Virtuosität“ gewesen, die Fontane aus Anlaß der Berliner Kunstaussstellung von 1860 machte und die ihn als sicheren und konsequenten Kritiker der äußerlichen und leblosen deutschen Nachmärzmalerei und bereits auf dem Wege zu einem echt inhaltlichen Realismus-Begriff zeigen (S. 624 ff.). Die Anmerkungen beeindrucken wieder durch die Fülle der Erklärungen und der immanenten und über Fontane hinausgehenden Bezüge und durch den Abdruck schwer erreichbarer ergänzender Materialien.

— Dr. sc. Joachim Biener, Leipzig —

Aus der Arbeit des Theodor-Fontane-Archivs

Neuerwerbungen und -erscheinungen mit Nachträgen
(Internationale Bibliographie*, abgeschlossen am 30. Juni 1977)

A. Handschriften und Autographe

Fontane, Friedrich (1864–1941): Eigenh. Brief. m. U. an Emilie Fontane (1824–1902). — Inh.: Besuch bei Paul Schlenther in Nachlaßangelegenheiten. Kötschach, Kärnten, 16. 8. 1900. 4 S. 8⁰ (W 225)

Elf Briefe an Friedrich Fontane in „Tunnel“-Angelegenheiten von 1900 bis 1933 von Dr. *Kurt Mickoleit* (1871–1911); *Oscar Roloff* (1840 bis 1914); *Margarete Eggers* (Ehefrau von Karl Eggers: 1826–1900); *Heinrich Wolfgang Seidel* (Sohn von Heinrich Seidel: 1842–1906); von der Buchhandlung *J. C. Cotta* u. von Prof. Dr. *Fritz Behrend* (1878–1939). (W 226–236)

* Wir danken allen Freunden, wissenschaftlichen Einrichtungen und Verlagen, die uns Aufzeichnungen, Briefe, ältere Literatur und Neuerscheinungen einsandten.

*Dauerleihgabe der Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität
Berlin:*

Fontane, Theodor: Manuskript zur Selbstbiographie. 12 S. 2^o
und 193 eigenh. Briefe u. Postkarten an verschiedene Adressaten
1860—1898.

Aus der Dauerleihgabe:

Theodor Fontane an:

Konrad Alberti Sittenfeld (1862—1918). 15. und 18. 2. 1890, je 2 S.

Otto Brahm (1856—1912).

29. 10. 1882. 8 S.

11. 4. 1883. 4 S.

14. 10. 1883. 6 S.

2. 1. 1884. 2 S.

19. 10. 1890. 2 S.

8. 2. 1891. 2 S.

30. 12. 1891. 8 S.

27. 7. 1892. 2 S.

22. 10. 1892. 4 S.

16. 11. 1893. 2 S.

3. 12. 1893. 4 S.

27. 9. 1894. 4 S.

27. 11. 1894. 4 S.

16. 8. 1895. 2 S.

12. 9. 1896. 2 S.

24. 9. 1895. 2 S.

3. 3. 1896. 2 S.

10. 6. 1898. 2 S.

27. 10. 1896. 2 S.

10. 11. 1896. 2 S.

17. 12. 1896. 4 S.

2. 2. 1898. 2 S.

Ludwig Burger (1825—1884).

4. 10. 1865. 4 S.

21. 4. 1866. 2 S.

4. 5. 1868. 2 S.

10. 5. 1868. 4 S.

22. 8. 1868. 3 S.

1. 10. 1868. 3 S.

14. 2. 1869. 4 S.

21. 2. 1869. 4 S.

25. 2. 1869. 4 S.

22. 3. 1869. 4 S.

24. 3. 1869. 2 S.

29. 4. 1869. 4 S.

9. 5. 1869. 4 S.

12. 5. 1869. 4 S.

16. 5. 1869. 4 S.

Ende Mai 1869. 4 S.

18. 4. 1870. 4 S.

1. 6. 1870. 4 S.

15. 6. 1870. 1 S.

27. 6. 1870. 4 S.
26. 10. 1875. 2 S.
22. 3. 1881. 1 S.

Neuerwerbung

Menzel, Adolph (1815–1905). Eigenh. Brief m. U. an Theodor Fontane.
– Inh.: „Ich bin zu morgen verhindert, im Tunnel zu erscheinen...“ [Berlin, 1851 oder 52.] 2 S. 8⁰ (C 112)

B. Fotokopien

Staats-Ministerium. Central-Stelle für Preß-Angelegenheiten. Vol. I. ACTA betr. die Beschäftigung des Schriftstellers Theodor Fontane hier selbst bei der Redaction der Preußischen (Adler-) Zeitung resp. der Central-Preßstelle vom 27. 1. 1851 (bis 1870). 112 gez. Bl. (Zentrales Staatsarchiv der DDR, Dienststelle Merseburg.) (O 3)

C. Literatur

a) Primär-Literatur

- Fontane, Emilie: *Briefe an Bertha Kummer*. (10. 4. 1857 und nach dem 27. 7. 1866.) – In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe), 1977, S. 5–7.
- Fontane, Theodor: Vier *Briefe an seine Tochter Mete*. (17. 2. 1882. 13. 8. 1889. 28. 8. 1889. 10. 9. 1889.) – In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977, S. 19–26.
- Fontane, Theodor: *Briefe an Bertha Kummer*. (10. 4. 1857 und nach dem 27. 7. 1866.) – In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977, S. 6 und 7.
- Fontane, Theodor: *Briefe an Karl Wilhelm und Bertha Kummer*. (31. 12. 1846. 15. 9. 1847.) – In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977, S. 3–5.
- Fontane, Theodor: Zwei unveröffentlichte *Briefe* (17. 7. 1886 an Unbekannt und vom 22. 3. 1886 an Frau Richter, geb. Ebert.) – In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977, S. 10–11.
- Fontane, Theodor [*Werke, Teils.*]: Sämtliche Romane, Erzählungen, Gedichte, Nachgelassenes. Hrsg. v. Walter Keitel u. Helmuth Nürnberger. Nachdr. der 2. Aufl. 12–16. 18. 20. – Frankfurt a. M., Berlin, Wien: Ullstein 1976. (Ullstein-Bücher. Nr. 4519–4523. 4525–26.) [Enthalten: Irrungen, Wirrungen. Stine. Quitt. Unwiederbringlich. Frau Jenny Treibel. Die Poggenpuhls. Mathilde Möhring.]
- Fontane, Theodor [*Werke, Teils.*]: Theodor Fontane. Der Dichter über sein Werk. Hrsg. v. Richard Brinkmann in Zusammenarbeit mit Waltraud Wiethölter. Bd 1. 2. München: Deutscher Taschenbuch-Verl. 1977. 8⁰ (Deutscher Taschenbuch-Verl. 6073–74.) (77/47 = 1. 2.)
- Fontane, Theodor: Unterm *Birnbaum*. Textrev. v. Kurt Schreinert. Mit einem Nachwort, einer Zeittafel u. Anmerkungen von Irene Ruttmann. – Stuttgart: Reclam jun. 1976. 136 S. 8⁰ (Universal-Bibliothek. Nr. 8577.) [Nachdruck.]
- Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Hrsg. v. Walter Schafarschik. – Stuttgart: Reclam jun. 1975. 167 S. 8⁰ (Universalbibliothek. Nr. 8118/8119 a: Erläuterungen und Dokumente.) [Nachdruck.]

- Fontane, Theodor: *Effi Briest*. Mit 21 Lithogr. v. Max Liebermann. — Frankfurt a. M.: Insel-Verl. 1976. 353 S. 8⁰ (Insel-Taschenbuch. 138.)
- Fontane, Theodor: Paul und Rudolf *Lindau*. — In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977, S. 40–53.
- Fontane, Theodor: *Mathilde Möhring*. (Nach der Handschrift hrsg. v. Gotthard Erler. 2. Aufl.) — Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1976. 167 S. 8⁰ (71/52²)
- Fontane, Theodor: *Mathilde Möhring, Irrungen Wirrungen, L'Adultera*. — München: Moewig 1977. 384 S. 8⁰
- Fontane, Theodor: *Wanderungen durch die Mark Brandenburg*. (Ungekürzte illust. Taschenbuchausg. unter Zugrundelegung der Nymphenburger Fontaneausgabe. Hrsg. v. Edgar Groß unter Mitw. v. Kurt Schreinert, Bildred.: Peter Bramböck.) Bd 1–5. — München: Nymphenburger Verl. (1977). 8⁰ (1. Die Grafschaft Ruppín. — 2. Das Oderland. — 3. Havelland. — 4. Spreeland. — 5. Fünf Schlösser. Altes und Neues aus Mark Brandenburg.) 77/44 = 1–5)

b) Sekundärliteratur

- Bake, Lotar (!): *Die Tracht der Sorben um Lübbenau*. (Hrsg. v. Institut f. sorbische Volksforschung in Bautzen...) — Bautzen: Domowina (1976). 125 S. 8⁰ (Sorbische Volkstrachten. Bd 5, H. 2.) [Siehe: Theodor Fontane. „Eine Fahrt in den Spreewald“ 1859.] (77/39)
- Barlow, D.: *Theodor Fontane*. By Charlotte Jolles. (Sammlung Metzler. Bd 114.) Stuttgart 1972. — In: *German Life & Letters*. Vol. 29. Oxford 1976. January No 2. S. 268–69. 8⁰ [Rez.]
- Baur, Uwe: *Zur Rezeption der „Effi Briest“ von Theodor Fontane*. Mit 2 Briefen Fontanes zu dem Roman. — In: *Raabe-Jahrbuch*. Braunschweig 1975, S. 7–15. 8⁰ (77/18)
- Berg-Ehlers, Luise: *Die Rolle der Frau in der Gesellschaft in literarischen Zeugnissen des 19. und 20. Jahrhunderts*. Eine Unterrichtsreihe im Deutschunterricht einer Unterprima eines neusprachlichen Mädchengymnasiums (u. a. Theodor Fontane). Dortmund: Bez.-Seminar f. d. Lehramt am Gymnasium (1971). 98 S. 4⁰ (77/31 q) [Maschinenschr.]
- Betz, Frederick: *Bange, Pierre: Ironie et dialogisme dans le romans de Theodor Fontane*. Grenoble (1974). — In: *The Quarterly*, L (1977. U.S.A.), S. 66–67. 8⁰ [Rez.] (ZA 1977)
- Betz, Frederick: *The Contemporary Critical Rezeption of Theodor Fontane's Novels „Vor dem Sturm“ and „Der Stechlin“: 1878–1899*. [Kurzfassung.] In: *Jahrbuch f. internationale Germanistik*. (BRD) Reihe B, Bd 3 (1976), S. 150–158. 4⁰ (ZA 1976)
- Betz, Frederick: *Die Zwanglose Gesellschaft zu Berlin. Ein Freundeskreis um Theodor Fontane*. — In: *Jahrbuch f. brandenburgische Landesgeschichte*. Bd 27. Berlin (W) 1976, S. 86–104. 8⁰ (77/30)
- Betz, Frederick, s. *Lesser, Max: Zwei Briefe über Theodor Fontane an Henry H. H. Remak 1937 und 1938*.
- Biener, Joachim: *Das Kleist-Bild Theodor Fontanes. Zum 200. Geburtstage des Dichters*. — In: *Fontane-Blätter*. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977, S. 59–68.

- Bruford, W. H.: Theodor Fontane: Frau Jenny Treibel (1892). — In: Bruford, W. H.: The German Tradition of Self-Cultivation. „Bildung“ from Humboldt to Thomas Mann. Cambridge: University Press 1975, S. 190–205. (ZA 1975)
- Buck, Theo: Zwei Apotheker-Figuren in „Madame Bovary“ und „Effi Briest“. Anmerkungen zur realistischen Schreibweise bei Flaubert und Fontane. — In: Jahrbuch der Raabe-Gesellschaft. Braunschweig 1976, S. 33–59. 8⁰ (77/24)
- Chevanne-Wantot, Reine: Qui es Torgelow? — In: Cahiers de l'U.E.R. Froissart. Recherches en lettres et sciences humaines. 1976, 1 (Automne). (Valenciennes 1976), S. 1–25. 8⁰ (77/19)
- Cornelius, Burkhard: Erarbeitung und Auswertung von Veranstaltungsmaterialien zum Gedenken an Theodor Fontane. — Leipzig: Fachschule für Bibliothekare „Erich Weinert“ 1977. 42 S. 4⁰ (76/6 q = 8) [Maschinenschr.]
- Coumont, Sigrid: Raum- und Zeitgestaltung in Fontanes Werken „Schach von Wuthenow“ und „Die Poggenpuhls“. — Leipzig, Dipl.-Arbeit an der Päd. Hochschule „Clara Zetkin“, Sektion Philologie 1977. 72 S. u. 2 Anl. 4⁰ [Maschinenschr.]
- „Das Beste, das werden die Wanderungen sein.“ Fontanes „Wanderungen“ (im Aufbau-Verl.). — In: Norddeutsche Neueste Nachrichten, Rostock. 5. 5. 1977 u. Sächsische Neueste Nachrichten, Dresden. 1. 6. 1977. [Rez.] (ZA 1977)
- Delille, Maria Manuela Gouveia: Joao de Deus na Alemanha. Coimbra (Portugal) 1977. 8⁰ (Separata da Revista Portuguesa de Pedagogia. Ano X. 1976. Faculdade de Letras da Universidade de Coimbra.) (77/27) [Der portugiesische Dichter und Pädagoge Joao de Deus in Fontanes Roman „Der Stechlin“.]
- Dichter-Portraits in Photographien des 19. Jahrhunderts [Fontane, Phot. S. 51, Text S. 65]. — Marbach a. N.: Deutsches Literaturarchiv 1976. 92 S. 8⁰ (Marbacher Schriften. 11.) (77/37)
- Ehlers, Luise: Theodor Fontanes „Irrungen Wirrungen“. Zur Sprache eines poetischen Realisten. Hausarbeit der Fachprüfung für das Lehramt am Gymnasium. — Bochum: Wiss. Prüfungsamt 1970. 121 S. 4⁰ (77/32 q) [Maschinenschrift.]
- Ester, Hans: Wolfgang Eberhardt: Fontane und Thackeray. Heidelberg: Winter 1975. 316 S. — In: Deutsche Bücher. Referatorgan deutschsprachiger Neuerscheinungen. Amsterdam, Jg. 7. 1977, H. 1, S. 65 bis 67. 8⁰ [Rez.] (77/42)
- Ester, Hans: Fontane: Chroniquer van een tijdperk („Schach von Wuthenow“). — In: Cultureel supplement NRC Handelsblad (Rotterdam) 15. 4. 1977. (ZA 1977)
- Fassbinder, Rainer Werner: Fontane, Effi Briest oder viele, die eine Ahnung haben von ihren Möglichkeiten und ihren Bedürfnissen und trotzdem das herrschende System in ihrem Kopf akzeptieren durch ihre Taten und es somit festigen und durchaus bestätigen. Drehbuch für einen Film in Schwarz-weiß in 35 mm. — München: Tango-Film R. W. Faßbinder [1974]. 128 S. 4⁰ (77/48 q = 2) [Maschinenschr.]

- [Fontanes Cécile im Fernsehen.] — In: Stuttgarter Ztg., 28. 5. 1977. — Münchner Merkur. 29./30. 5. 1977. — „Hör zu“. 30. 5.—5. 6. 1977. — Bonner Rundschau. 1. 6. 1977. — Stuttgarter Ztg. 1. 6. 1977. (ZA 1977)
- Goldammer, Peter: Schriftsteller über Kleist. (Fontane: S. 415, 483, 522, 527.) Eine Dokumentation. Berlin & Weimar: Aufbau-Verl. 1976. 681 S. 8⁰ (77/35)
- Hamel, Johannes: Der Beitrag Theodor Fontanes zur theologischen Ethik. — In: Evangelische Theologie. Jg. 36. München: Kaiser 1976, Nov./Dez., S. 549—560. 8⁰ (77/22)
- Heller, Gisela: Neuruppin. Ein Bilderbogen. Geschichte u. Gegenwart einer märkischen Stadt. — In: Die Union. Dresden. Beil. 15./16. April 1977. (ZA 1977)
- Hellge, Manfred: Der Verleger Wilhelm Friedrich und das „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“. Ein Beitr. zur Literatur- und Verlagsgeschichte des frühen Naturalismus in Deutschland [S. 985—1027: Theodor Fontane und Wilhelm Friedrich]. — Sonderdr. aus „Archiv für Geschichte des Buchwesens“. Bd 16. Lfg. 4. Frankfurt a.M. 1976, S. 791—1215. 4⁰ (77/36 q)
- Hofmeister, Rudolf A., s. *Fontane*, Theodor: Zwei unveröffentlichte Briefe vom 17. 1. 1886 u. vom 22. 3. 1886.
- Huwe, Gisela: Für ihn war die Akademie ein „verloddertes Institut“. (Theodor Fontanes Akademiezeit.) — In: Die Welt. Ausg. B. Bonn, 11. 1. 1977. (ZA 1977)
- Jolles, Charlotte: Theodor Fontane. 2., durchgesehene u. ergänzte Aufl. Stuttgart: Metzler 1976. IX, 138 S. 8⁰ (Sammlung Metzler, M. 114: Abt. D., Literaturgeschichte.) (73/10²)
- Jolles, Charlotte, s. *Fontane*, Theodor: Vier Briefe an seine Tochter Mete.
- Jolles, Charlotte; Müller-Seidel, Walter: Theodor Fontane. Soziale Romankunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler (1975). — In: Germanistik. Jg. 18, Tübingen 1977, H. 1. S. 181. [Rez.] (ZA 1977)
- Kannenbergl, Sybille: Raum- und Zeitgestaltung in den Romanen „Effi Briest“ und „Buddenbrooks“. — Leipzig, Dipl.-Arbeit an der Päd. Hochschule „Clara Zetkin“, Sektion Philologie 1977. 94 S. 4⁰ [Maschinenschr.]
- Kögler, Heidemarie: Das Verhältnis von Namen und Landschaft zum historischen Entwicklungsprozeß in Theodor Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. — Germanistische Dipl.-Arbeit an der Karl-Marx-Universität Leipzig. 1976. 124 S. 4⁰ (77/48 q) [Maschinenschr.]
- Krausch, Heinz-Dieter: Theodor Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg. Bd 1: Die Grafschaft Ruppin. Bd 2: Das Oderland. — In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977. S. 69—72. [Rez.]
- Kreutzer, Helmut: Fontane, Th.: Sämtliche Werke. Bd 24. München: Nymphenburger Verl. 1975. — In: Germanistik. Jg. 17. Tübingen 1976, H. 3, S. 807. 8⁰ [Rez.] (ZA 1976)
- Laupitz, John: Schritt für Schritt. Fontane als Debüt: Heidi Genées Weg zur Regie („Grete Minde“). — In: Der Abend, Berlin (W). 29. 6. 1977. (ZA 1977)

- Leppla, Rupprecht: Theodor Fontanes Besprechungen der Theaterstücke Gustav Freytags. — In: Gustav-Freytag-Blätter. Nr 36/37. Wiesbaden, Dez. 1976, S. 50–59. 8⁰ (77/33)
- Lesser, Max: Zwei Briefe über Theodor Fontane an Henry H. H. Remak v. 8. 10. 1937 u. 7. 1. 1938. — In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977, S. 11–16.
- Liesenhoff, Karin: Fontane und das literarische Leben seiner Zeit. Eine literatursoziologische Studie. Bonn: Bouvier 1976. 171 S. 8⁰ (Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft. Bd 228.) (77/50)
- Lüderitz: Fontanes „Wanderungen...“ sehr begehrt. (Ausgabe des Aufbau-Verlages.) — In: Neuer Tag, Frankfurt (Oder). 24. 6. 1977. [Rez.] (ZA 1977)
- Mangelsdorf, Günter, s. Krausch, Heinz-Dieter: Theodor Fontane. Wanderungen durch die Mark Brandenburg.
- Nürnberger, Helmuth: Fontanes Briefstil. — In: Probleme der Brief-Edition. Kolloquium d. Deutschen Forschungsgemeinschaft 8.–11. 9. 1975. Hrsg. v. Wolfgang Frühwald. Bonn, Bad Godesberg, Boppard 1975, S. 163–186. 8⁰ (Kommission f. germanistische Forschung. Mitt. 3.) (77/52)
- Nürnberger, Helmuth: Theodor Fontane in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten. [7. Aufl.] (Reinbek b. Hamburg:) Rowohlt (1976). 178 S. 8⁰ (rowohlts monographien. 145.) (68/5215⁷)
- Pelster, Theodor: Theodor Fontanes Einschätzung von Rede und Rhetorik. — In: Muttersprache. Zeitschr. zur Pflege u. Erforschung der deutschen Sprache. Jg. 86, H. 3. Wiesbaden 1976, S. 169–206. 8⁰ (77/29)
- Reed, T. J.: Gesellschaftskritik bei Fontane und Thomas Mann. By Katharina Mommsen. Heidelberg: Stiehm 1973. — In: The Modern Language Review. (Great Britain.) Vol. 72, Nr 2. April 1977, S. 503–504. [Rez.] (ZA 1977)
- Reuter, Hans-Heinrich: Hugo Aust, Theodor Fontane: „Verklärung“. Bonn 1974. — In: Deutsche Literatur-Ztg. für Kritik der internationalen Wissenschaft. Jg. 97, H. 9. Berlin 1976, Sp. 781–784. 4⁰ [Rez.] (ZA 1976)
- Reuter, Hans-Heinrich: Wolfgang Eberhardt: Fontane und Thackeray, Heidelberg 1975. — In: Deutsche Literatur-Ztg. Jg. 97, H. 12. Berlin, Dez. 1976, Sp. 1098–99. [Rez.] (ZA 1976)
- Robinson, Alan R.: Theodor Fontane: „Verklärung“: Eine Untersuchung zum Ideengehalt seiner Werke. By Hugo Aust. Bonn: Bouvier 1974. — In: The Modern Language Review. (Great Britain.) Vol. 72, Nr 2. April 1977, S. 503–504. [Rez.] (ZA 1977)
- Rouanet-Kummer, Emilie: Unveröffentlichte Briefe an Karl Wilhelm u. Bertha Kummer (31. 12. 1846 u. 15. 9. 1847). — In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtauflage). 1977, S. 2–4.
- Schering, Ernst: Vom Revolutionär zum Preußen. Theodor Fontane und die Politik. — In: „Damals“. Zeitschr. für geschichtliches Wissen. Gießen, März 1977, S. 254–270. 8⁰ (77/34)

- Schobeß, Joachim, s. *Rouanet-Kummer*, Emilie bzw. Emilie und Theodor Fontane: Vier unveröffentlichte Briefe an Karl Wilhelm u. Bertha Kummer.
- Scholz, Hans: Fontane: „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Nymphenburger Verl., München. Ill. Taschenbuchausg. in 5 Bd. — In: Tagesspiegel. Berlin (W). 8. 5. 1977. [Rez.] (ZA 1977)
- Schultze, Christa: Zur Entstehungsgeschichte von Theodor Fontanes Aufzeichnungen über Paul und Rudolf Lindau (mit einem unveröffentlichten Entwurf Fontanes und unbekanntenen Briefen). — In: Fontane-Blätter. Bd 4, H. 1 (H. 25 der Gesamtreihe). 1977, S. 27–58.
- Sommer, Dietrich: Menschen und Orte einer Landschaft. Zu Fontanes „Wanderungen“ im Aufbau-Verl. — In: Neues Deutschland, Berlin, 9. 6. 1977. [Rez.] (ZA 1977)
- Stahl, M.: Vollständige Wanderungen. „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. Aufbau-Verl. — In: Berliner Ztg., 2. 2. 1977. [Rez.] (ZA 1977)
- Stock, Frithof: Walter Müller-Seidel, Theodor Fontane. Soziale Roman-kunst in Deutschland. Stuttgart: Metzler 1975. — In: Zeitschr. f. Deutsche Philologie. Bd 85. H. 4. Berlin (W) 1976, S. 626–632. [Rez.] (ZA 1976)
- Victor, Georg: Auf Fontanes Spuren. — In: Neue Berliner Illustrierte. Die Zeit im Bild. Berlin, 28. 4. 1977. (ZA 1977)
- Voigt, Franz: Die Darstellung des Geistlichen und seine Funktion im Erzählwerk Theodor Fontanes. [Brandenburg, Havel 1977.] 70 S. 4^o (77/46 q) [Maschinenschr.]
- Weisselberg, Roland: Paul Gerhardt und Theodor Fontane. Bekenntnis eines Dichters. — In: Potsdamer Kirche. Sonntagsblatt f. evangelische Gemeinden in der Mark Brandenburg. Nr 20 v. 16. 5. 1976. (ZA 1976)
- Weisselberg, Roland: Fontanes „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“. — In: Potsdamer Kirche. Nr 21. Potsdam, 22. 5. 1977, S. 6–7. (ZA 1977)
- Wiegand, Wilfried: „Grete Minde“ — eine fragwürdige Materialschlacht. Deutscher Berlinale-Beitrag. — In: Frankfurter Allgemeine Ztg. 30. 6. 1977. (ZA 1977)

— Joachim Schobeß —

Mitteilungen

Dauerleihgaben der Universitäts-Bibliothek Berlin

Wie wir bereits meldeten, übergab die Universitäts-Bibliothek der Humboldt-Universität Berlin „in Anerkennung der Bedeutung, die dem Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek in Potsdam für die Fontane-Forschung zukommt und von dem Wunsche geleitet, die Arbeit dieses Literaturarchivs zu fördern“ als eine weitere Dauerleihgabe die

handgeschriebene Selbstbiographie und einhundertdreißig Briefe Theodor Fontanes an Zeitgenossen. Somit erhöht sich der Gesamtbestand des Fontane-Archivs an Originalbriefen auf eintausendsechshundert-siebenundvierzig Autographe. In der Erkenntnis, daß die Konzentrierung dieses Dichternachlasses im Theodor-Fontane-Archiv eine gewichtige und ernst zu nehmende Forderung ist, übergab die Universitäts-Bibliothek seit 1966 das Fragment der Handschrift des Romans „Unwiederbringlich“, Fontanes handgeschriebene Übersetzung des „Hamlet“ von William Shakespeare, einhundertzweiundachtzig Briefe an Bernhard und Anna von Lepel, einen Brief des Vaters Louis Henry Fontane und sechsund-dreißig eigenhändige Gedichte.

Erholungsheim „Theodor Fontane“ in der „Märkischen Schweiz“

Der Freie Deutsche Gewerkschaftsbund, Bezirksvorstand Frankfurt (Oder), Abteilung Feriendienst, teilte dem Fontane-Archiv mit, daß in Buckow ein Erholungsheim eingerichtet worden ist, das den Namen „Theodor Fontane“ führt. Wir konnten achtunddreißig Fotokopien 13 cm X 18 cm für das „Fontanezimmer“ zur Verfügung stellen. Es handelt sich um Aufnahmen, Handschriftenproben und Zeugnisse Theodor Fontanes und seines Familien- und Freundeskreises. Für die Eingangshalle entwarfen wir eine Kurzbiographie. Der Empfangsraum wird durch eine Großaufnahme des Fontane-Bildes von Max Liebermann geschmückt.

Museum für sorbische Literatur und Kultur

Der Rat des Bezirkes Cottbus wird in Zusammenarbeit mit dem Institut für sorbische Volksforschung, Bautzen, in der Bezirkshauptstadt Cottbus ein Museum für sorbische Literatur und Kultur einrichten. Das Theodor Fontane-Archiv hat seine Unterstützung zugesagt und wird Fotokopien geeigneter Exponate zur Verfügung stellen.

Unbekanntes Kossuth-Manuskript entdeckt

Budapest (adn). Ein bisher unbekanntes Manuskript des ungarischen Freiheitskämpfers Lajos Kossuth (1802–1894) wurde in der ostungarischen Gemeinde Jankmajtis entdeckt. In der Schrift geht es um Fragen der Machtverhältnisse nach der bürgerlich-demokratischen Revolution von 1848/49 in Ungarn, an deren Spitze Lajos Kossuth stand. – Theodor Fontane veröffentlichte am 5. Dezember 1856 in der „Neuen Preußischen (Kreuz-) Zeitung“ Nr. 286 unter „London, 2. Dezember“ den Artikel „Kossuth in Edinburgh. Ein Sieg – sonst weiter nichts“ (Sign. des Fontane-Archivs: N 1) und erwähnt Kossuth ferner in „Aus England“ (Stuttgart 1860), Seite 234, in einem Zusammenhang mit dem 1826 gegründeten radikalen Wochenblatt „Atlas“.

Ungarische Fontane-Übersetzung

Fontanes Roman „Irrungen Wirungen“ wurde ins Ungarische übersetzt.

Wiederentdeckte Briefe von Rainer Maria Rilke

Der fast vergessene Briefwechsel des Philologen von Ungern-Sternberg mit Rilke wurde in der Zentralbibliothek der deutschen Klassik in Weimar aufgefunden. Rolf von Ungern-Sternberg hatte das Konvolut im März 1926 der damaligen Thüringischen Landesbibliothek zur Aufbewahrung übergeben (s. „Zum 100. Geburtstag Rainer Maria Rilkes“: Ein Brief Rilkes an Fontane. – In: Fontane-Blätter. Bd. 3, S. 479).

Vorliegende Manuskripte

Der Redaktion der „Fontane-Blätter“ liegen folgende Manuskripte vor, die demnächst veröffentlicht werden: (1) Dekan E. M. Volkov: „Fontanes Traditionen in den Frühwerken von Thomas Mann.“ Zur Problematik des Schaffens der beiden Dichter“. 52 Maschinenseiten in russischer Sprache. — (2) Dr. Sonja Wüsten: „Zu kunstkritischen Schriften Theodor Fontanes.“ 46 Maschinenseiten. — (3) Dr. Joachim Krueger: „Der Tunnel über der Spree und sein Einfluß auf Theodor Fontane“. 41 Maschinenseiten. — (4) Dr. Karsten Jessen: „Theodor Fontane und Dänemark“. 32 Maschinenseiten. — (5) Dr. Arnold Hückstädt: „Über die Beziehungen Theodor Fontanes zu Fritz Reuter und über die Pflege von Reuters Erbe in seiner Vaterstadt Stavenhagen“. 28 Maschinenseiten.

FONTANE-BLÄTTER: Die Fontane-Blätter finden gegenwärtig Interessenten in 25 Staaten. Leser aus der DDR bestellen die Fontane-Blätter beim Fontane-Archiv (das Heft kostet 2,- M plus Porto, das Sonderheft 2,50 M plus Porto. Die Preise gelten in der DDR). — Interessenten, die außerhalb der DDR ihren Wohnsitz haben, bestellen die Fontane-Blätter auf Fortsetzung, ggf. unter Nachlieferung der noch vorhandenen Hefte, über ihren Buchhändler beim Buch-Export, (DDR 701) Leipzig, Leninstraße 16. Einzelhefte werden nicht abgegeben.

HERAUSGEBER: Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Dortustraße 30/34. Postfach 59. Telefon 47 51, App. 133 (Leiter), 120 (Sekretariat). Chefredakteur: Joachim Schobeß, Leiter des Fontane-Archivs. Satz und Druck: VEB Druckerei Babelsberg. Genehmigt unter Lizenz 1634 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der Deutschen Demokratischen Republik.

I/16/10-638

REDAKTION: Dr. sc. Joachim Biener, Paul Conrad, Nationalpreisträger Gotthard Erler, Dr. Joachim Göbel, Dr. Joachim Krueger, Dr. habil. Hans-Heinrich Reuter, Bibliotheksrat Joachim Schobeß, Dr. Christa Schultze, Dr. Hans-Erich Teitge, Dr. Peter Wruck.

LITERATUR-AUSKÜNFTE: Wissenschaftlich Arbeitende und Freunde des Werkes Fontanes, die Literatursauskünfte wünschen, wenden sich direkt an das Theodor-Fontane-Archiv der Deutschen Staatsbibliothek, (DDR 15) Potsdam, Postfach 59.

BITTE: Alle, die über Theodor Fontane arbeiten, werden gebeten, auch in Zukunft ein Exemplar ihrer Veröffentlichung, einschließlich Dissertationen und Diplomarbeiten, im Interesse der Forschung an das Fontane-Archiv einzusenden. Diese Bitte bezieht sich nicht nur auf selbständige Veröffentlichungen (Verlagsproduktionen), sondern auch auf Zeitschriftenaufsätze und Zeitungsartikel (unter Angabe der Zeitung, des Erscheinungsortes und des Datums). Das Fontane-Archiv ist fernerhin für laufende Hinweise dankbar.

Pädagogische Hochschule
„Karl Liebknecht“
Fachbereich Germanistik
Bibliothek

Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit Genehmigung des Fontane-Archivs der Deutschen Staatsbibliothek gestattet.